

Lebensläufe: Bei Beat Breu in der Buvette des Circus Royal

Nummer 21 – 24. Mai 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Abstieg aus der Königsklasse

Wie die Hochzeit von Prinz Harry und Meghan Markle die britische Monarchie beschädigt. *Von Alexander Graf von Schönburg-Glauchau*

Ansturm aus Afrika

Im Jahr 2050 leben 150 Millionen Schwarze in Europa. *Von Florian Schwab*

Noch nie waren Mütter und Väter so frei wie heute

Die Tabus der schweizerischen Familienpolitik. *Von Katharina Fontana*

4 194 407 006 904 21



RADO HYPERCHROME AUTOMATIC CHRONOGRAPH
PLASMA HIGH-TECH CERAMIC. METALLIC LOOK. MODERN ALCHEMY.

RADO
S W I T Z E R L A N D

MASTER OF MATERIALS

Intern: Zum Tod von Dr. René Zeller (1962–2018)

Wir haben die schmerzliche Pflicht, unsere Leserschaft über den Tod von Dr. René Zeller zu informieren. Zeller wirkte von Oktober 2016 an als Leiter Bundespolitik und Mitglied der Chefredaktion dieser Zeitung. Er gehörte zu den



Brillanter Journalist und Motivator: René Zeller.

führenden Journalisten des Landes, war darüber hinaus aber auch ein wunderbarer Kollege und liberaler Freigeist, der sich nirgends einbinden liess. René Zeller starb vergangenen Donnerstag im Kreis seiner Familie an den Folgen einer kurzen, aber schweren Krebserkrankung.

René Zeller wurde 1962 – als zweites von vier Kindern – als Sohn des Dr. Willy Zeller, Ökonom und nachmaliger NZZ-Wirtschaftschef, in Brüssel geboren und ist in Stäfa aufgewachsen. Sein älterer Bruder verstarb tragischerweise bereits als gut Dreissigjähriger ebenfalls an Krebs. Zeller war ein aufgeweckter Schüler und besuchte die Kantonsschule Zürcher Oberland in Wetzikon. Daneben war er begeisterter, mitreissender Pfadiführer und begabter Fussballspieler. Seine Mutter Maya stammte aus Basel, und ihr Sohn war zeitlebens hundertprozentiger FCB- (und ZSC-)Fan. Schon in der Pfadizeitung entfaltete er sein journalistisches Talent. Er studierte in Zürich Allgemeine Geschichte und promovierte über den militärischen Ordnungsdienst. Ihm gelang der Nachweis, dass der berühmt-berühmte «Scheurer-Erlass» zum inneren Einsatz der Armee von Divisionär Emil Sonderegger stammte. Diesem Appenzeller Generalstabschef, Haudegen und späteren Frontisten galt auch eine vielbeachtete Biografie.

Während der Studienzeit wurde René Mitglied der Zürcher Singstudenten; auch hier entfaltete er sein reiches musikalisches, rednerisches und schriftstellerisches Talent. Seine Gedichte hatten Kultstatus, und er war bei allen Anlässen rasch «Reisser» und Mittelpunkt der

Geselligkeit und Ausgelassenheit. 1988 trat er in die Lokalredaktion der NZZ ein, wo er sich rasch einen Namen machte. Er galt als Spezialist für die Problematik der damals grassierenden Drogenszene und war ein überzeugter Verfechter der «Vier-Säulen-Strategie». 1994 wechselte er in die Inlandredaktion, später als Inlandchef zur NZZ am Sonntag, dann zum Schweizer Fernsehen.

Als Leiter der Bundeshausredaktion wurde er in einem ideologisch stark links gefärbten Biotop nicht glücklich, nicht zuletzt auch deshalb, weil ausschliesslich in der Zentrale im Leutschenbach entschieden wurde, was wichtig und was unwichtig war. Nach kurzem Zwischenenspiel in der PR-Branche bei der Agentur Farner kehrte er wieder zur NZZ zurück. 2008 wurde René Zeller Nachrichtenchef, im Jahr darauf Leiter des Inlandressorts und Anfang 2010 stellvertretender Chefredaktor. Rund drei Monate lang leitete er Anfang 2015 die Chefredaktion mit zwei Kollegen. René Zeller war ein brillanter Journalist mit eleganter, bilderreicher Sprache. Dazu galt er in der NZZ als liberaler, bürgerlich denkender, aber unabhängiger Kopf, dem die parteipolitischen Vereinnahmungsversuche durch FDP-Politiker zunehmend missfielen.

Im Herbst 2016 wechselte er als Leiter der Bundespolitik und Mitglied der Chefredaktion zur *Weltwoche*. Bereits im Herbst desselben Jahres traf ihn die niederschmetternde Diagnose seiner schweren Krebserkrankung. Zwar gab es anfänglich Lichtblicke, und im Sommer 2017 schien das Allerschlimmste fürs Erste abgewendet, doch die heimtückische Krankheit kehrte alsbald zurück. Unglaublich tapfer, mit der für ihn typisch heiter-optimistischen Haltung stürzte er sich trotzdem, so gut es ging, in die Arbeit.

In Hedingen, Toffen und dann wieder in Hedingen pflegte René Zeller ein schönes Familienleben mit Ehefrau Corinne und den drei Kindern Roman, Céline und Rico. Viel Freizeit verbrachten die Zellers in ihrer Ferienwohnung in den Bündner Bergen. Zeller war ein begabter Koch und Motivator. Er sprühte vor Ideen. Seinen Militärdienst absolvierte er bei der Artillerie, wo er es bis zum Major brachte. Dazu war er ein enthusiastischer Hottinger Zünfter und Anführer der frühmorgendlichen, legendären Saubannerzüge am Sechseläuten. Kein Wunder, hatte er seine Frau Corinne an einem Sechseläuten als Musikerin des Rüden-Spiels kennengelernt.

Redaktion und Verlag trauern um einen grossartigen Kollegen, der viel zu früh gegangen ist. Der Familie und den Hinterbliebenen sprechen wir unser tiefempfundenes Beileid aus. Wir wünschen ihnen alle Kraft, um über diesen schweren, so traurigen Verlust hinwegzukommen. *Roger Köppel*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Aboservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousofzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Spontan ist wunderbar. Ausser beim Vererben.



zkb.ch/planen

Wir erkennen Ihre Bedürfnisse und beraten Sie in jeder Lebensphase mit einem umfassenden Plan für Ihren Nachlass – damit Sie die schönsten Momente unbeschwert geniessen können.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Katzenmusik

Bundespräsident Berset rüffelt Aussenminister Cassis. Zu Recht. Von Roger Köppel

Bundespräsident Alain Berset (SP) hat recht, dass er Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) wegen dessen neutralitätswidriger Aussagen zum Palästinenserhilfswerk UNRWA zur Rede stellte, was einem Rüffel durch die Blume gleichkommt. Cassis kritisierte in einem Interview, die Uno-Flüchtlingshelfer behinderten den Friedensprozess im Nahen Osten. Dies vor allem deshalb, weil sie bei den palästinensischen Vertriebenen und ihren Nachkommen die angebliche Illusion aufrechterhielten, sie könnten in ihre Heimat zurückkehren, in der sich heute der Staat Israel befindet.

Mit seinen Aussagen punktete Cassis im rechten Lager und, naheliegend, auch in Israel, weil er im Vorbeigehen sozusagen die Zweistaatenlösung vom Tisch wischte. Die Linke und die palästinensische Seite sind einhellig entsetzt. Milde mag für Cassis ins Gewicht fallen, dass auch andere auf dieses Hilfswerk schiessen. Die UNRWA-Leute gelten als zu israelkritisch und als zu palästinenserfreundlich. Was allerdings nicht wirklich erstaunt bei einer Organisation, die seit 1949 mit der schwierigen Aufgabe betraut ist, sich um die aus Israel vertriebenen Palästinenser zu kümmern, weil es die Israelis anscheinend selber nicht tun.

Ich will mich hier aber nicht an den innersten Glutkern dieses biblischen, seit rund dreitausend Jahren lodernen Bruderkriegs im Nahen Osten wagen. Ich möchte im Folgenden nur zu erklären versuchen, warum Cassis falsch- und Berset richtigliegt. Zudem ist dieser Fall interessant, weil er die anschwellende Kakophonie in der schweizerischen Aussenpolitik deutlich macht. An dieser Kakophonie aber ist nicht Cassis allein schuld. Der Bundesrat, das Parlament und die Parteien bis hin zur SVP wirken problemverschärfend mit.

Zunächst zum UNRWA: Klar, die Behörde ist nicht fehlerfrei. Geschenkt, dass die Palästinenserhelfer der Uno Schlagseite zugunsten der Palästinenser haben. Tatsache aber bleibt, dass das Uno-Hilfswerk genau das tut, was der Bundesrat und die meisten Schweizer Politiker von links bis rechts sonst von der Uno erwarten: Das UNRWA kümmert sich um Flüchtlinge, und zwar vor Ort. Es betreibt Flüchtlingslager unter anderem mit Schulen und sorgt dafür, dass diese Flüchtlinge irgendwann wieder in ihre Heimat zurückkehren können. Genau dies fordern seit 2015 übrigens FDP und SVP mit Blick auf die syrischen

Kriegsvertriebenen. Warum soll bei den Palästinensern falsch sein, was man bei den Syrern von der Uno ausdrücklich verlangt?

Cassis' rechter Haken gegen das UNRWA war also nicht sonderlich durchdacht. Vor allem aber beschädigt er die Neutralität. Cassis stört, dass das Hilfswerk bei den Palästinensern die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Palästina/Israel aufrechterhält. Es wäre für Israel tatsächlich ein Problem, wenn plötzlich fünf Millionen Palästinenser kämen. Allerdings ist es weder die Aufgabe eines Flüchtlingshilfswerks und schon gar nicht ist es die Aufgabe der Schweiz, sich missionierend auf dieses Minenfeld der innerstaatlichen israelisch-palästinensischen Beziehungen zu begeben. Bundespräsident Alain Berset lag richtig, ja es war seine Pflicht, den Aussenminister zurückzupfeifen.

Die Schweiz verpflichtet sich in ihrer Verfassung zur «immerwährenden bewaffneten Neutralität». Neutralität heisst: Wir fangen keine Kriege an. Wir nehmen, ausser wenn man uns angreift, an keinen Kriegen teil. Wir halten uns von Bündnissen fern, die uns in Kriege hineinziehen könnten. Schliesslich: Die Schweiz vermeidet alles, was ihre Glaubwürdigkeit als neutraler, also unparteiischer Staat gefährden könnte. Nicht von ungefähr sprach man früher weniger von Neutralität als von «Stillesitzen». Der Neutrale hat das Recht, in der Aussenpolitik zu schweigen. Manchmal hat er sogar die Pflicht, den Mund zu halten.



Rüge durch die Blume: Berset und Cassis (r.).

Von dieser verfassungsmässig festgeschriebenen Grundhaltung entfernt sich Bern allerdings rasant. Die Behörden überbieten sich mit Stellungnahmen und Communiqués. Das Durcheinander verschlimmert sich, die Kakophonie dröhnt. Nur die krassesten Fälle aus jüngster Zeit: Cassis kritisiert öffentlich die Kündigung des Iran-Abkommens durch Präsident Trump. Kurz darauf rügt das Aussendepartement mit ungewöhnlich scharfen Worten und giftigen Demarchen Israel und nochmals die USA wegen der Botschaftsverchiebung nach Jerusalem. Und als ob Cassis eine Einseitigkeit durch eine andere ausbalancieren wollte, attackiert er jetzt das Palästinenserhilfswerk, dem die Schweiz seit Jahrzehnten Millionen zahlt.

Hüst und hott: Was immer diese wichtigerischen, konzeptlosen Wortmeldungen sollen, mit Neutralität im bewährten Sinn haben sie nichts zu tun. Doch die Geschwätzigkeit des Bundesrats steckt bereits andere Staatsorgane an. In der Sommersession soll der Nationalrat auf Antrag der Fachkommission eine verurteilende Erklärung zum Syrienkrieg abgeben, was die aussenpolitische Katzenmusik um eine weitere Stimme erweitern und ausserdem gegen die Verfassung verstossen würde. Aussenpolitik ist operativ die Domäne des Bundesrats. Das Parlament überwacht und hat lediglich das Recht, konsultiert zu werden.

Wer hält dagegen? Eigentlich niemand. Die SVP sieht sich als Gralshüterin der Neutralität, doch auch sie fährt neben der Spur. Mit einem aktuellen Vorstoss verlangt sie vom Bundesrat, er solle die Verlegung der schweizerischen Botschaft in Israel von Tel Aviv nach Jerusalem prüfen. Natürlich steckt dahinter die Absicht, der Prüfung den Vollzug folgen zu lassen. Drastischer, eindeutiger könnte die Schweiz im Nahostkonflikt dann nicht mehr Partei ergreifen: für ein Volk, gegen ein anderes. Es wäre ein weiterer krasser Bruch der Neutralität. Und wohl das endgültige Ende der guten alten Devise schweizerischer Aussenpolitik: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Inhalt



Anpassungsprozess: königliche Hochzeit. Seite 16



Begegnung: Alicia Keys, Kasseem Dean. Seite 52



«Als Zürcher darfst du in Bern keine grosse Klappe haben.»

YB-Besitzer und Unternehmer Jörgi Rihs. Seite 24

Titelgeschichte

- 16 **Abstieg aus der Königsklasse**
Die britische Monarchie nach der Traumphochzeit
- 19 **Gunst eines Gottesdienstes**
Gospel-Prediger Michael Curry

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare**
500 000 Migranten aus Italien
- 10 **Bündner Bau-Affäre**
Held als Vagant
- 10 **Schweiz**
Alle Macht den Technokraten?
- 11 **Eilmeldung**
Hoovers Schatten
- 12 **Kopf der Woche** Polizei-Präsidentin
Johanna Bundi Ryser
- 20 **Essay der Woche**
Václav Klaus: Schweiz als Inspiration
- 24 **Lebensläufe**
Jörgi Rihs: Der zweite Mann
- 26 **Mörgeli**
Schattenkabinett im Medienlicht
- 26 **Bodenmann**
Anti-Roboter Egger
- 27 **Medien**
Bentley mit Spoiler
- 27 **Die Deutschen**
Zeit der Zeichen
- 34 **Falsche Freunde**
Menschenrechte in Gefahr

Inland

- 28 **Familien im Sozialparadies**
Moderne Mythen und Märchen
- 33 **Justiz**
Schweiz in der Klemme

- 37 **Armee Rüstungsprojekte** gehören nicht vors Volk
- 46 **Ikone der Woche**
Siegermentalität auf Schwiizertütsch

Ausland

- 41 **Russland, Sowjetunion und zurück**
Comeback des 20. Jahrhunderts
- 42 **Duft der Blumen** Emmanuel Macron
- 43 **Inside Washington**
Zum Tod von Faith Whittlesey
- 44 **Teherans Mann fürs Grobe**
Qassem Soleimani

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Deutsche Ideen gegen Baukartelle**
Weko-Präsident Andreas Heinemann
- 32 **Von oben**
Steuerreform-Tricks der Politiker
- 36 **Politik**
Zurück auf den Erfolgspfad
- 56 **Mysterien der Weltgeschichte**
Hauptprobe für den D-Day

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Zeitgeist**
Ehrenrettung der Eifersucht
- 48 **Zirkus Royal** Nicht von dieser Welt
- 50 **Literatur: James Carlos Blake**
Heiss wie gekochte Baumwolle
- 52 **Kasseem Dean**
Swizz Beatz aus der South Bronx
- 62 **Bugatti Chiron**
Molsheim–Paris–Molsheim

Interview

- 38 **Ansturm auf Europa**
Afrika-Forscher Stephen Smith

Rubriken

- 9 **Im Auge** Mohamed Salah, Liverpool
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Ernst Sieber
- 51 **Nachruf** Arthur Paul
- 54 **Die Bibel** Die Revolte
- 54 **Kino** «Solo: A Star Wars Story»
- 55 **Knorrs Liste**
- 55 **Jazz** Marc Copland
- 57 **Fragen Sie Dr. M.**
- 57 **Gewinner der Woche** Valartis Group
- 58 **Thiel** Zeckenplage
- 58 **Namen** Bulgarischer Zauber
- 58 **Fast verliebt** Womansplaining
- 59 **Unten durch** Tobelbach
- 60 **Wein** La Chapelle de Bébian
Languedoc 2014
- 60 **Salz & Pfeffer** Lamm in der Herrschaft
- 61 **Auto** Audi RS4 Avant
- 66 **Darf man das?** / Leserbriefe



Weil man sich auch in der Familie
nicht immer einig ist

Erfahren Sie, wie eine **faire Aufteilung des Vermögens** gelingt

Gemeinsam können wir eine Antwort finden.

Führend für Family Banking

ubs.com/familybanking

Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'354'000.-, Bezug ab Winter 2017/18
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ¼ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



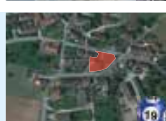
4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



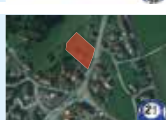
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'900'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciacasa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE[®]
Member

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

You Tube

**Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:**

**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

**svit
ZÜRICH**

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand April 2018

500 000 «Flüchtlinge» aus Italien

Das Land steht vor der Pleite. Ein unbekannter Rechtsprofessor soll als Marionetten-Ministerpräsident einer populistischen Regierung installiert werden. Das heikelste Thema für die Schweiz aber ist die Migration.



Abgeleitete Macht: Jura-Professor Conte.

Was sind schon 2,3 Billionen Euro Schulden, wenn man sie an der Unvergänglichkeit der italienischen Geschichte misst? In der Hauptstadt Rom kommen und gehen die Regierungen, doch in den unzerstörbaren Ruinen der Antike entwickelt man ein anderes Zeit- und Wirklichkeitsgefühl. Ein Land, eine Zivilisation, die ihren Untergang schon mehrfach überlebte, kann mit Statistiken nicht beunruhigt werden. Und wir müssen begreifen, dass es für uns Nichtitaliener wahrscheinlich unmöglich ist, die Italiener und ihren Staat, der von böserartigen Anwälten kontrolliert wird, wirklich zu verstehen.

Wenn es nun also so herauskommt, wie es bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe aussieht, werden die Italiener bald wieder eine Regierung und einen Ministerpräsidenten haben. Ob es viel an der gegenwärtigen Situation ändert, ist unsicher, aber originell ist die Lösung allemal. Die Führer der beiden Populistenparteien Lega und Fünf-Sterne-Bewegung haben sich auf den geschmeidigen Rechtsprofessor Giuseppe Conte geeinigt, eher Funktionär als Politiker, denn der Neue wird nicht aus eigener Autorität, sondern lediglich mit der abgeleiteten Macht seiner beiden Ernennen regieren können. Conte wäre eine Marionette, zweifellos, aber eine hochintelligente. Der in Florenz tätige Juraprofessor studierte in Yale, in Cambridge und an der Sorbonne.

Ob die im Regierungsprogramm skizzierten Steuer-, Rentenalter- und Finanzszenarien funktionieren werden, ist unwahrscheinlich, aber da die Rechnung schon in der Vergangenheit bei allen anderen Regierungen nie aufging, erscheint es wenig sinnvoll, sich eingehender damit zu beschäftigen oder sich gar darüber aufzuregen. Viel brisanter, vor allem aus Schweizer Sicht, ist die von den Neuen angepeilte Migrationspolitik. Brisanter ist sie deshalb, weil zumindest auf dem Papier ein forscher Wille sichtbar wird, die Pläne tatsächlich umzusetzen. Die beiden Parteiführer Luigi Di Maio (Fünf-Sterne-Bewegung) und Matteo Salvini (Lega) haben angekündigt, angedroht, alle sich in Italien aufhaltenden Migranten abzuschieben.

Die Zahlen sind beunruhigend. Im Gefolge der Völkerwanderung aus Afrika und dem Nahen Osten leben derzeit rund 500 000 illegale Migranten in Italien, eine halbe Million. Bis jetzt wurden sie in irgendwelchen Unterkünften untergebracht, oder sie vagabundierten durchs Land. Offenbar kontrolliert die Mafia einen Teil des Migrationsgeschäfts. Die Tatsache, dass das organisierte Verbrechen mitverdient und Geld kassiert für die Versorgung von Migranten, nahm Druck von der Schweizer Südgrenze. Dass auf einmal weniger Asylanten bei Chiasso ankamen, hatte mit der verschärften Präsenz von Grenzwachern zu tun, vor allem aber mit der Effizienz der Mafia, die das vom Staat finanzierte Flüchtlingsbusiness resolut in die Hand nahm.

Was passiert, wenn die Italiener die 500 000 Migranten tatsächlich loswerden wollen? Dass man sie in Schiffen übers Mittelmeer nach Nordafrika transferiert, ist unwahrscheinlich. Naheliegender ist die Nordroute ins Land der freundlichen Migrationsbeamten und Gratisanwälte mit der Asylministerin, für die jeder, der illegal in die Schweiz eindringt, fast schon automatisch zu einer schutzbedürftigen Menschengruppe gehört, und welche/-r selbst dann, wenn man sein oder ihr Gesuch ablehnt, sich Hoffnung machen kann auf eine «vorläufige Aufnahme» für immer oder auf ein Geldgeschenk für den Fall einer freiwilligen Heimkehr, wobei die Gelder fließen, auch wenn die Asylanten bleiben. Kurzum: Die Schweiz muss sich auf schlimmstenfalls 500 000 «Flüchtlinge» aus Italien einstellen. Das ist wichtiger als die Frage, welchen Regierungschef sie schlussendlich in Rom installieren und irgendwann wieder auswechseln werden. *Roger Köppel*

Wunderglaube



Mohamed Salah, Liverpool-Star.

Seine Kickschuhe stehen bereits im British Museum neben altägyptischen Statuen, und bei der letzten Präsidentenwahl erhielt er eine Million Stimmen, obwohl er gar nicht kandidierte. Er ist die fulminante Entdeckung dieser Saison, der fussballspielende «Pharao», der für den FC Liverpool 32 Goals in 34 Meisterschaftsspielen verbuchte. Manche halten ihn für besser als Messi oder Ronaldo. Wenn er das am Samstag in Kiew im Final der Champions League gegen Real Madrid beweisen muss, hat Mohamed «Mo» Salah Ghaly, 26, ein freiwilliges Problem. Der leichtfüssige Goalgetter des FC Liverpool ist gläubiger Muslim und hält strikte das Fastengebot des Ramadan ein. So bleiben ihm von Sonnenuntergang bis zum Anpfiff nur 52 Minuten für Essen und Trinken nach 16 Stunden Hunger und Durst.

Salah kam 2012 zum FC Basel, nachdem in Ägypten wegen eines Massakers im Stadion von Port Said der Fussballbetrieb ausgesetzt worden war. Dann wurde er als unknetbares Talent herumgeschoben, zu Chelsea, zur Fiorentina, zur AS Roma, bis er in Liverpool den Trainer Jürgen Klopp fand, der an das pyrotechnische Wunder glaubt. Salah explodiert vor Spielfreude und artistischer Fantasie, er zaubert noch nie gesehene Tore als körperloser bärtiger Superman. Und er ist gottgefällig, das lächelnde Gesicht des Islam. Einer israelischen Mannschaft verweigerte er allerdings, noch im Basler Dress, den Handschlag diplomatisch, ging in die Knie und band seine Schuhe. Die heilige Stadt Mekka möchte ihm ein Grundstück zur Bleibe schenken. Er stiftet Geld für Spitäler und arme Kinder.

Der fussballbegeisterte Grossmufti von Ägypten, Schawki Allam, befreit Salah und die Nationalmannschaft vom Ramadan, sie dürfen ihn hinauschieben bis nach der Weltmeisterschaft. Sogar der Prophet zeigt einen Ausweg: Wer mit dem Kamel weiter als zwei Stunden von zu Hause fortreitet, sagt der Koran, also auch bis Kiew, erhält Aufschub. Salah aber hungert und durstet mit einem Lächeln auf den Lippen. *Peter Hartmann*

Held als Vagant

Langsam kommt die ganze Wahrheit über Whistleblower Quadroni ans Licht.

Das Blatt wendet sich: Es tauchen immer mehr Meldungen auf, die Adam Quadroni, den strahlenden Helden der Bauaffäre im Unterengadin, in ein schiefes Licht rücken. Das Onlinemagazin *Republik*, der *Blick* und andere Medien haben Quadroni auf ein journalistisches Denkmal gehievt. Dabei blendeten sie, wie die *Weltwoche* publik machte («Mit Kanonen auf Spatzen», «Dichtung und Wahrheit in der Bauaffäre») wesentliche Fakten aus.

Inzwischen hat das auch der *Blick* gemerkt. Er berichtete korrekt, dass bei der Staatsanwaltschaft des Kantons Graubünden Anzeigen gegen Quadroni eingegangen sind. Gemäss Staatsanwaltschaft geht es dabei um Betrug, Pfändungsbetrug und betrügerischen Konkurs. Offenbar gibt es noch mehr Vorwürfe. «Zu allfälligen weiteren Verfahren geben wir keine Auskunft», sagt die Staatsanwaltschaft auf Anfrage der *Weltwoche*. Recherchen unseres Magazins zeigen, dass Quadroni bereits früher in juristische Verfahren verwickelt war. Ein Fall landete vor dem kantonalen Verwaltungsgericht. Demnach ist es amtlich, dass Quadroni als Inhaber seiner Baufirma Sozialausgaben nicht bezahlt hat. Die Meliorationsgesellschaft in seiner Wohngemeinde Valsot ging deshalb nicht auf die Offerte von Quadroni ein. Sie konnte und wollte nur mit Firmen zusammenarbeiten, die ihren gesetzlichen Pflichten nachkommen.

Als Mythen entpuppen sich weitere zentrale Elemente der Heldenstory, die uns die *Republik* und andere in ihrem Fahrwasser servierten. So hiess es, Konkurrenten hätten Quadroni böswillig keinen Beton mehr verkauft – dies wurde als Racheakt der Kartellisten gegenüber dem Aussteiger Quadroni verkauft. Das ist schon deshalb kaum nachvollziehbar, weil die Betonlieferanten ja an dem Verkauf verdient hätten. Tatsache ist: Quadroni beglich die Rechnungen nicht. Die Liste von Geschädigten ist lang, und sie wird immer länger. Von einem Garagisten in Scuol, welcher der *Weltwoche* namentlich bekannt ist, bezog Quadroni hektoliterweise Diesel, ohne diesen zu bezahlen. Handwerker singen ähnliche Lieder.

Es geht in diesem Fall nicht darum, über einen gestrauchelten Unternehmer herzuziehen. Dass einer vom Weg abkommt, ist kein Grund zur Häme. Das Problematische an der ganzen Geschichte ist die Rolle von Medien, die ihrem Publikum ein krass einseitiges Bild zeigen und damit die Realität verfehlen. Wo steht denn geschrieben, dass ein Whistleblower ein Heiliger sein muss? *Philipp Gut*

Technokraten an der Macht

Von *Philipp Gut* — Die Stadt Biel will den Sozialvorsteher entmachten und die Verantwortung für die Sozialhilfe an externe Experten übertragen. Keine gute Idee.

Was derzeit hinter den Kulissen der Stadt Biel abläuft, kommt einem kleinen legalen Staatsstreich gleich. Der Gemeinderat, die Exekutive, will einem Vorstoss aus den Reihen der links-grünen Splitterpartei Passerelle folgen und Sozialvorsteher Beat Feurer (SVP) die Verantwortung für die Sozialbehörde entziehen. Dieses Gremium ist für die strategische Führung und die politische Kontrolle zuständig, während das operative Geschäft durch den Sozialdienst ausgeführt wird. Konkret will die Regierung die Aufgaben Feurers im Bereich der Sozialhilfe an eine sogenannte externe Fachkommission auslagern. Dies käme einer weitgehenden Entmachtung des Sozialvorstehers gleich, ihm blieben dann im Wesentlichen nur die Aufgaben im Sicherheitsbereich, die ebenfalls zu seinem Portfolio gehören.

Die Bieler Stadtregierung besteht aus fünf Mitgliedern, Links-Grün hat eine absolute Mehrheit (2 SP, 1 Grüner), dazu kommen ein Vertreter des PRR, also der welschen FDP, und der SVP-Mann Feurer. Bei der regierung-internen Ausmarchung um die Entmachtung des Sozialvorstehers stand dieser ziemlich allein da. Die Initianten begründen die spektakuläre Massnahme damit, dass so die Diskussion über die Sozialhilfe vom Hickhack zwischen links und rechts befreit würde.

Wunschtraum von Reissbrett-Strategen

Die an sich schon brisante Ausgangslage wird durch die Tatsache noch verschärft, dass Sozialchef Feurer am Donnerstag dieser Woche den Vorstoss zu seiner Degradierung selber vor Medien und Öffentlichkeit vertreten muss. Feurer wehrt sich – und kann sich jenseits aller nachvollziehbaren persönlichen Gründe auf gute Argumente stützen, warum er den Vorstoss bekämpft. Das wohl stärkste dieser Argumente ist ein staatspolitisches. Das politische System der Schweiz ist so aufgebaut, dass gewählte Politiker die Verantwortung für ihr Tun und Lassen übernehmen. Diese Verantwortung in einem wichtigen – in der Stadt Biel mit einer Sozialhilfequote von 11,8 Prozent und einem Sozialbudget von gegen hundert Millionen Franken sogar sehr wichtigen – Bereich der Politik würde man dem Sozialvorsteher mit der neuen Regelung entziehen. Denkt man das Ganze zu Ende, und würde man dies bei jedem Departement und bei jedem Amtsinhaber so machen, führt dies unweigerlich zur

Frage, warum wir denn überhaupt noch Exekutivpolitiker wählen. Eine Regierung von Technokraten mag der Wunschtraum von Reissbrett-Strategen sein – staatspolitisch wäre dies bedenklich, die demokratische Kontrolle würde schwieriger. Politiker kann man abwählen, gesichtslose Experten können sich in Hinterzimmern wegducken.

Ein mehr praktisches Problem ist die Frage, ob eine externe Fachkommission, die vielleicht zehn, zwölf Mal im Jahr tagt, die geforderten Leistungen überhaupt erbringen kann. Die Macht der Verwaltung in Form der sozialen Dienste könnte ihre Macht vermutlich ausbauen. Schliesslich muss offenbleiben, ob sich genügend qualifizierte Leute finden liessen, die sich für einige Dutzend Franken pro Sitzung zur Verfügung stellen.

Was die Person von Beat Feurer betrifft, wundert man sich über die Absicht der linken Mehrheit im Gemeinderat. Feurer entspricht nämlich nicht dem in linken Kreisen leidenschaftlich kultivierten Zerrbild eines herzlosen rechten Sozialabbauers. So setzte er sich beispielsweise dafür ein, dass die Sozialdienste personell ausreichend dotiert sind und dass das Geld, das die Stadt Biel vom Kanton Bern und von anderen Gemeinden erhält, nicht ins allgemeine Budget umgeleitet, sondern tatsächlich im Sozialbereich investiert wird.



Wehrt sich: SVP-Gemeinderat Feurer.

Hoovers Schatten

Von Hanspeter Born — US-Präsident Donald Trump wittert Verrat. Er vermutet, dass das FBI seinen Wahlkampf unterwandert hat. Sein Verdacht sollte nicht voreilig vom Tisch gewischt werden.



Wollte die Bundespolizei Hillary Clinton die Wahl sichern? Präsident Trump.

Am Pfingstsonntag setzte Präsident Trump wieder einmal einen seiner Tweets ab: «Ich verlange hiermit, und werde dies morgen offiziell tun, dass das Justizdepartement ermittelt, ob das FBI/Justizdepartement die Trump-Kampagne zu politischen Zwecken infiltrierte oder überwachte – und ob irgendwelche solche Begehren oder Wünsche von Leuten der Obama-Administration gemacht wurden!»

Die NZZ reagiert prompt: «Trump propagiert eine neue Verschwörungstheorie». Richtig. Es ist eine Verschwörungstheorie. Theorien können aber auch stimmen. Vieles spricht dafür, dass das Federal Bureau of Investigation (FBI) – die amerikanische Bundespolizei – versucht hat, auf zweifelhafte Weise die Wahl von Hillary Clinton als Präsidentin zu sichern und ihren Gegner Donald Trump anzuschwärzen. Nach Trumps Wahl gab das FBI offenbar nicht auf. Es scheint versucht zu haben, den ungemütlichen Aussenseiter durch eine als Gegenspionageaktion getarnte Inquisition zu Fall zu bringen.

Alles begann im September 2015, als Kreise, die der Familie Bush nahestehen, den privaten Nachrichten- und Forschungsdienst Fusion GPS engagierten, um nachteiliges Material über den im Primärwahlkampf gefährlich werdenden New Yorker Immobilien- und Unterhaltungsmogul Donald Trump zusammenzutragen. *Opposition research*, das Aufspüren von Schmutz über den Gegner, hat Tradition. Im Zeitalter des Internets ist diese Gegnerschaftsforschung zur hohen Kunst entwickelt worden.

Fusion GPS sammelte über Trump Daten und Dokumente, öffentliche wie private, bezahlte Informanten und Spitzel und verarbeitete das Material zu einem «verkäuflichen» Produkt.

Angst um das FBI

Als Anfang Mai 2016 Trumps republikanische Gegner die Waffen streckten, musste Fusion GPS nach einem neuen Kunden Ausschau halten. Die Firma hatte vom ehemaligen britischen Spion Christopher Steele angeblich pikante Details über Trumps geschäftliche Machenschaften und besondere sexuellen Praktiken erfahren. Obwohl es sich um blosse Gerüchte handelte, kaufte die Clinton-Wahlkampagne die später als «Russland-Dossier» bekannten Informationen. Auch das FBI interessierte sich für die heissen Berichte.

Peter Strzok, Chef der Gegenspionageabteilung des FBI, der die Pro-forma-Clinton-Untersuchung geleitet hatte, wurde am 31. Juli 2016 mit der Untersuchung über eine mögliche Absprache zwischen Trump und Russland betraut. Er textete seiner Geliebten Lisa Page, einer hohen Juristin im FBI: «Verdammt noch mal, dies fühlt sich bedeutungsschwer an. Weil es eine Rolle spielt. Das andere [die Clinton-Sache] auch, aber dort ging es darum sicherzustellen, dass wir nichts vergurkten. Dies ist wichtig, weil es wichtig ist.» Wichtig war für

Strzok und Page, dass der «Idiot», der «ekelhafte Mensch» Trump nie ihr Vorgesetzter würde. Strzok meinte, dass zwar Trump «unmöglich gewählt werden kann», aber dass «wir das Risiko nicht eingehen dürfen. Es ist wie eine Lebensversicherung für den unwahrscheinlichen Fall, dass du stirbst, bevor du vierzig bist.» Was würde geschehen, wenn Trump als Präsident die Clinton-E-Mail-Geschichte neu untersuchen lassen sollte? «Ich habe Angst um unsere Organisation.» Angst um das FBI, heisst das.

Republikanische Kongressmitarbeiter, die die E-Mails zwischen Strzok und Page in ungeschwätzter Form gesehen haben, glauben in der Trump-Russland-Untersuchung an eine mögliche Koordination zwischen hohen Beamten der Obama-Administration, der CIA, des FBI, des Justizdepartements und der früheren demokratischen Senatsführung. Im Juli 2016 versammelte CIA-Direktor John Brennan eine Gruppe von «Trump-Hassern», zu denen auch Strzok gehörte, um über eine ihm zugegangene Meldung zu reden, laut der Putin Geld in die Trump-Kampagne «werfe». Ergebnis des Brainstormings: Stefan Halper, ein emeritierter Cambridge-Professor und altgedienter CIA-Informant mit einem weiten Beziehungsnetz, wurde auf Carter Page und George Papadopoulos angesetzt – zwei allerdings unwichtige aussenpolitische Berater der Trump-Kampagne –, um ihnen die Würmer aus der Nase zu ziehen. Zusammen mit dem Steele-Dossier ermöglichten es Halpers Berichte dem FBI, einen Gerichtsbeschluss zu erhalten, «um die Aktivitäten von US-Personen» in Donald Trumps Kampagne mit Beziehungen zu Russland zu untersuchen. Dies im Oktober 2016, kurz vor den Präsidentschaftswahlen.

Der Rest ist Geschichte. Trump entlässt CIA-Direktor Brennan und später auch FBI-Direktor

Comey. Comeys Vorgänger Robert Mueller wird zum Sonderermittler für die Aufklärung von «Russia-gate» ernannt. Vorläufiges Resultat der mittlerweile ein Jahr dauernden Untersuchung über allfällige geheime Absprachen zwischen Trump-Leuten und Putin-Leuten: null.

Mueller und Comey tun jetzt das Gleiche – und dies, liebe NZZ, ist meine Verschwörungstheorie – wie

der legendäre erste, das Amt 48 Jahre lang leitende FBI-Direktor J. Edgar Hoover: Dreck über Präsidenten und andere Politiker sammeln, um diese erpressbar und sich selber unantastbar zu machen. Wie sagte Präsident Harry Truman, der Hoover auch nicht feuern konnte: «Wir wollen keine Gestapo. Das FBI tendiert in dieser Richtung. Sie schnuppern in Sexskandalen und betreiben reine Erpressung. J. Edgar Hoover gäbe sein rechtes Auge, um die Macht zu übernehmen, und alle Kongressleute und Senatoren haben Angst vor ihm.»



Informant Halper.

Johanna Bundi Ryser gegen die Hooligans

Von Michael Baumann — Respekt vor Amtspersonen war gestern. Polizisten werden mehr und mehr zu Freiwild und Zielscheibe von gewalttätigen Sportrowdys. Die Präsidentin des Polizeiverbandes schlägt Alarm.

Kaum ein Fussballspiel oder Eishockey-match, an dem in der Schweiz nicht Polizistinnen und Polizisten Opfer von Gewalt werden. Dabei muss es gar nicht die grosse Affiche sein: Vor kurzem rückte das bedeutungslose Challenge-League-Spiel des FC Rapperswil-Jona gegen den FCAarau in die Schlagzeilen, weil sogenannte Fans auf Polizisten losgingen und zwei Chaoten aus dem Aargau vor dem Stadion gezielt einen Knallkörper warfen. Resultat: Zwei Polizisten erlitten ein Hörtrauma, bei einem kam noch eine Brandverletzung dazu. Die Täter entkamen.

Solche Vorfälle machen Johanna Bundi Ryser, seit 2016 Präsidentin des Verbands Schweizerischer Polizei-Beamter (VSPB), «richtig wütend». Die höchste Polizistin und erste Frau an der Verbandsspitze, die ihr Amt mit einem Fünfzig-Prozent-Pensum verrichtet und daneben noch beim Bundesamt für Polizei (Fedpol) arbeitet, vertritt eigentlich die allgemeinen Interessen von mehr als 26 000 Kolleginnen und Kollegen. In letzter Zeit hat sich der Verband aus aktuellem Anlass fast nur noch mit dem Thema Gewalt beschäftigen können. «Jetzt muss etwas geschehen», sagt die Präsidentin der Polizisten kämpferisch: «So kann es nicht weitergehen.»

Unfassbar viele Vorfälle

Es sei unfassbar, so Bundi Ryser, wie viele Beispiele von Fan-Gewalt es nur in den letzten Wochen gegeben habe: In Zürich kamen Polizisten rund um den Match Grasshoppers gegen FC Sion am 9. Mai zu Schaden. Zwei Stadt-

«Offenbar muss es zuerst einen toten Polizisten geben, bis endlich gehandelt wird.»

polizisten wurden von mehreren Fussballfans angegriffen; einer von ihnen zog sich dabei Verletzungen zu und musste ins Spital gebracht werden. Oder ein anderer Fall aus Zürich: Als sich zwei Stadtpolizisten in der Nähe eines Grasshoppers-Fanlokals anschickten, einen Sprayer festzunehmen, wurden sie von mehreren Personen, die aus dem Gebäude stürmten, attackiert. Ein am Boden liegender Gesetzeshüter wurde in der Folge mit Fusstritten eingedeckt.

Ende April wurden SBB-Sicherheitspersonal und -Transportpolizisten nach dem Match Lausanne – Grasshoppers im Extrazug nach Zürich von gewalttätigen Fans massiv be-



«Verschärfung ist zwingend nötig»: Johanna Bundi Ryser, oberste Polizistin der Schweiz.

droht. Sie sahen keinen anderen Ausweg mehr, als die Notbremse zu ziehen und den Zug fluchtartig zu verlassen. Ein sogenannter Fan warf eine brennende Fackel in ein fahrendes Auto der Stadtpolizei Zürich. Nur mit Glück passierte hier nichts Schlimmes. Der Respekt und die Achtung vor Polizisten, aber auch vor Feuerwehrleuten, Sanitätern oder Sozialarbeitern sind weiter im Schwinden begriffen. Ja, manche Leute machen sich sogar einen Spass daraus, gegen diese Berufsgruppen übergriffig zu werden.

In der Schweiz hat das Problem der Gewalt ein Ausmass erreicht, das eigentlich auch dem Hinterletzten klarmachen müsste, dass etwas geschehen muss. Dem ist aber bei weitem nicht so. «Das verstehen die Polizistinnen und Polizisten nicht, die sich tagtäglich für die Sicherheit der Bevölkerung einsetzen und ihr Leben riskieren», erklärt Bundi Ryser, die zuerst Pflegefachfrau gelernt hat und dann die Polizeiaufbahn einschlug. Dabei seien die bekanntesten Fälle nur die Spitze des Eisbergs, die Dunkelziffer sei hoch, vor allem, wenn es um angebliche Bagatellen gehe. Und von den Beschimpfungen, zum Teil der übelsten Sorte, spreche man schon gar nicht mehr.

«Das gehört heute leider zur Tagesordnung», ärgert sich die in Sumvitg im Bündner Oberland aufgewachsene Rätoromanin, die heute mit ihrer Familie in der Nähe von Bern wohnt. Wenn die Polizei ausrücke, um Personen zu kontrollieren oder um bei Ruhestörungen oder Schlägereien zu schlichten, dann müsse sie heutzutage damit rechnen, geschlagen, angespuckt und mit Gegenständen beworfen zu werden. Täter könne jeder sein; man finde sie in jeder Berufs- und Gesellschaftsgruppe. Vielfach sei auch Alkohol im Spiel.

Falsches Signal des Bundesrats

Die zierliche Bündnerin, der man die Polizistin gar nicht ansieht, verlangt nun nach Taten. Bei fast jedem Fussballspiel könne man am Fernsehen live Chaoten beobachten, die pyrotechnisches Material anzünden oder gar – wie beim letzten Heimspiel von Absteiger FC Lausanne-Sport – das Spielfeld stürmen und für einen Matchabbruch sorgen würden. «Wenn jetzt nichts geschieht und die Gewaltexzesse weiterhin verharmlost werden, dann ist das ein falsches Signal der Politik», sagt sie. Die Polizisten dürften nicht die Buhmänner sein. Zwar sei es nur eine kleine Minderheit, die ausser Kontrolle gerate und Sachbeschädigungen verursache, doch gerade bei Gewalt dürfe man keine Kompromisse machen.

Hier übt Bundi Ryser konkret auch Kritik an Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die den Strafraum nicht verschärfen will. «Das ist für uns unverständlich», sagt die Präsidentin des VSPB, «wenn man die jüngsten Vorfälle kennt.» Die zuständige Bundesrätin wolle bei

Einzel Tätern überhaupt keine Verschärfung und bei Gruppentätern nur den Tagessatz bei Geldstrafen von 30 auf 120 Franken erhöhen. Um Geldbussen allerdings fochteten sich die Täter nur. Das bringe gar nichts, nicht einmal eine Abschreckung. «Offenbar muss es zuerst einen toten Polizisten geben, bis endlich gehandelt wird.»

Klar ist für Johanna Bundi Ryser, dass die Polizei das Gewaltproblem nicht allein lösen könne. Es brauche verschiedene Massnahmen mit Signalcharakter. Sonst könne die Polizei

«Diese Verbrecher wollen Krieg und werden immer brutaler», unabhängig vom Spielausgang.

ihren Auftrag nicht mehr erfüllen, weil sie sich vor allem selber schützen müsse. Deshalb begrüsst sie die Vorstösse im Bundesparlament, die ein Zeichen setzen und den Strafraum auf mindestens drei Tage Gefängnis festsetzen wollen. «Diese Verschärfung ist zwingend nötig», sagt sie. Denn es handle sich klar um Gewalttäter, die Verletzungen und sogar den Tod in Kauf nähmen, wobei sie sich feige hinter der Vermummung versteckten. Das seien Leute, die den Kick und die Auseinandersetzung bewusst suchten. Um den Sport gehe es ihnen, wenn überhaupt, nur in zweiter Linie, was sich daran zeige, dass es keine Rolle spiele, welche Mannschaft gewinne oder verliere. «Diese Verbrecher wollen Krieg und werden immer brutaler», unabhängig vom Spielausgang. «Wichtig wäre diese Massnahme auch für die Motivation der Polizeibeamten», ergänzt sie.

Nebst härteren Strafen verlangt Bundi Ryser auch bessere Kontrollen am Eingang der Stadien, vor allem im «Hardcore-Sektor». Das sei im Ausland längst verbreitet. In der Schweiz werde zu lasch kontrolliert. Es könne nicht sein, dass an jedem Fussballspiel pyrotechnisches Material auftauche. Die Leidtragenden seien die friedlichen Fussballfans. Zudem stelle sich die Frage der Kosten. «Wie lange sind die Steuerzahler noch bereit, für die Polizeieinsätze und die vielen Überstunden finanziell aufzukommen?»

Ungestörte Wütere

Vielleicht müsse man die Klubs, die durchaus auch dezidiert gegen die Fangewalt auftreten könnten, mehr in die Pflicht nehmen. Und auch vom Schweizerischen Fussballverband (SFV) erwartet Bundi Ryser mehr Engagement und ein klares Bekenntnis gegen Gewalt. «Der Verband müsste sich aktiv von diesen Gewaltverbrechern distanzieren und eine entsprechende Kampagne fahren, auch im präventiven Bereich», findet sie. Auf der Homepage gebe es zwar eine Kampagne gegen Rassismus, die sie unterstütze, aber es bräuchte auch eine

gegen Gewalt. Der VSPB ist gerne bereit, hier enger mit dem Fussballverband zusammenzuarbeiten, aber bis jetzt sei von Seiten des SFV wenig Interesse vorhanden. Mit der parlamentarischen Gruppe für Polizei- und Sicherheitsfragen hingegen stehe man in regelmässigem Kontakt.

Gedanken macht sich Bundi Ryser auch über die privaten Sicherheitsdienste in den Stadien. Wenn man sich in Erinnerung rufe, wie in Lausanne eine kleine Chaotentruppe vor den Augen der Sicherheitskräfte nahezu ungestört wüten konnte, frage man sich schon, ob die Sicherheitsvorkehrungen in den Stadien grundsätzlich genügen und die nötigen fachlichen Kompetenzen der Ordnungsdienstmitarbeitenden vorhanden seien. Als normaler Fan fühle man sich nicht beschützt, wenn man solche Bilder sehe. Zur raschen Identifizierung der Täter würde auch die Ausweitung der Videoüberwachung im öffentlichen Raum rund um die Stadien beitragen. Das sei nötig, um die Täter da zur Rechenschaft zu ziehen, wo dies durch die sogenannten Schnellgerichte machbar sei.

Auch eine zentrale, international verknüpfte Datenbank würde helfen. «Wer wie die Polizistinnen und Polizisten die Sicherheit in einem demokratischen Land garantieren soll, muss zuerst einmal in Sicherheit arbeiten können», fordert die Präsidentin aller Schweizer Polizistinnen und Polizisten.

Jetzt bestellen:
«Checkliste
Pensionierung planen»
vz.ch.com/merkblatt

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

VZ Vermögenszentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Luzern
Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Personenkontrolle

Steiner, Lüchinger, Parmelin, Rösti, Salvini, Quadri, Hefti, Keller-Sutter, Seydoux-Christe, Rathgeb, Quadroni, von Graffenried, Wermuth, Maduro, Chávez, Lauber, Steinmann

Dominique Steiner, Newcomer, betritt die politische Bühne. Er wurde vom Parteileitungsausschuss der SVP als Generalsekretär nominiert. Parteivorstand und Delegiertenversammlung müssen die Wahl noch bestätigen. Der Posten war jüngst durch häufige Personalwechsel ins Gerede gekommen. Anfang Jahr wechselte der bisherige Amtsinhaber **Gabriel Lüchinger** nach nur eineinhalb Jahren als persönlicher Mitarbeiter zu Bundesrat **Guy Parmelin**. Der neue Mann Dominique Steiner ist kampferprobt in der Privatwirtschaft: Er war zehn Jahre lang Chefjurist des amerikanischen Technologiekonzerns Conduent für die Region Europa, Mittlerer Osten und Afrika. Der SVP trat er erst letzten Herbst bei, als er von der Partei erfolgreich als Strafrichter am Kantonsgericht Baselland portiert wurde. Kein Wunder, vermissen manche Parteigänger den SVP-Stallgeruch. Andere betrachten gerade den frischen Aussenblick als wertvolle Eigenschaft. Parteichef **Albert Rösti**, der das Auswahlverfahren geleitet hat, verspricht sich von seinem neuen General einen «hohen Arbeitswillen, um die Partei zum Erfolg zu führen». (fsc)

Matteo Salvini, italienischer Albtraum der EU, gibt auf Twitter den Tarif durch. Der Chef der rechten Lega teilt munter gegen französische, deutsche und andere Minister aus, die sich erdreisten, ihre Sorgen über die neue italienische «Populisten»-Regierung von Lega und Fünf-Sterne-Bewegung öffentlich kundzutun. Doch nicht nur in EU-Ländern ist die Stimmung wegen Italien etwas gedrückt, auch in der Schweiz machen sich manche so ihre Gedanken. Etwa der Tessiner Lega-Nationalrat **Lorenzo Quadri**. Er fordert den Bundesrat in einer Motion auf, das Abkommen mit Italien über die Besteuerung der Grenzgänger zu kündigen. Die neuen politischen Kräfte seien nicht bereit, bei den seit langem hängigen Steuere dossiers vorwärtszumachen. Der Bundesrat will das Verhältnis mit den südlichen Nachbarn indes nicht voreilig trüben. Die Haltung der neuen Regierung werde man erst später beurteilen können, meint der Bundesrat in seiner Antwort vorsichtig. Man wolle mit Italien weiterhin den Weg des Dialogs gehen. (fon)



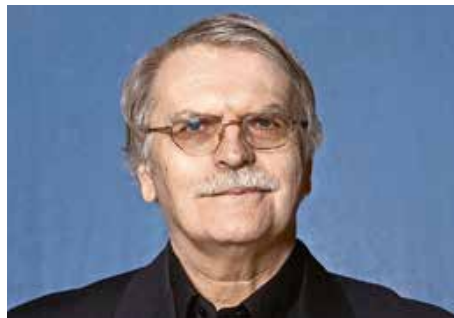
Ist alarmiert: von Graffenried.



Gibt den Tarif durch: Lega-Politiker Salvini.



Unter dem Radar: Rathgeb.



Auszeichnung: Altphilologe Steinmann.



Zielperson: FDP-Ständerat Hefti.

Thomas Hefti, «Law and Order»-Freisinniger, schloss am Flughafen Zürich Bekanntheit mit den strikten US-Grenzkontrollen. Weder der Diplomatenpass noch die Tatsache, dass der Glarner FDP-Ständerat im Gefolge von Ständeratspräsidentin **Karin Keller-Sutter** (FDP) per Direktflug nach Washington reiste, verschonten ihn vor den bösen Buchstaben SSSS auf seiner Bordkarte. Dieser Code steht für «Secondary Security Screening Selection» und signalisiert dem Bodenpersonal, dass der oder die Reisende von der amerikanischen Transportation Security Administration (TSA) für einen speziellen Sicherheitscheck ausgewählt wurde. SSSS beinhaltet eine peinliche Durchsuchung des Gepäcks und einen Gewebeabstrich unter dem Hemd zur Suche nach Sprengstoffspuren. Laut den amerikanischen Behörden werden die Zielpersonen durch ein automatisches, «risikobasiertes Vorab-Screening-Programm» identifiziert. Neben Hefti schlug dieses System auch bei der ebenfalls mitreisenden Jurassier CVP-Ständerätin **Anne Seydoux-Christe** an. (fsc)

Christian Rathgeb, Schattenmann, versucht in der Bauaffäre im Kanton Graubünden unter dem Radar hindurchzuschlüpfen. Der FDP-Politiker und Vorsteher des Departements für Justiz, Sicherheit und Gesundheit schweigt bisher elegant zum aufgeflogenen Kartell und den ins Zwielflicht geratenen Whistleblower **Adam Quadroni**. Dabei geht vergessen, dass Rathgeb sicher einiges zu sagen hätte und besten im Bild über die Vorgänge war: Bis zu seinem Eintritt in die Regierung war er Anwalt von Quadroni. (gut)

Alec von Graffenried, Berner, kämpft gleichzeitig gegen Zuwanderung und Abwanderung. Der grüne Stadtpräsident will neue kommerzielle Anbieter, die Altstadtwohnungen über die Plattform Airbnb temporär vermieten, verhindern. Die Zahl der gewerblichen Gastgeber in der Bundesstadt ist zwar durchaus überblickbar – nicht einmal 50 –, dennoch ist man in Bern alarmiert und sieht problematische Entwicklungen auf die Stadt zukommen. Doch nicht nur die Wohnungs-

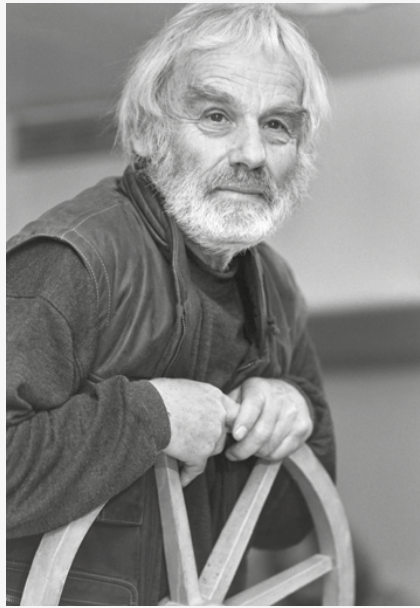
vermietung an Touristen ist von Graffenried und den Seinen ein Dorn im Auge. Auch Finanzinstitute sind nicht mehr gern gesehen. Obschon Bern nicht gerade als Schweizer Bankenplatz bekannt ist, will die Stadtregierung auch hier entschlossen durchgreifen und die Lauben künftig für Detailhändler, Kleingewerbe und Kulturnutzer reservieren. Traurig ist man in Bern hingegen über die angekündigte Schliessung und den Wegzug des Radiostudios nach Zürich. Und versucht, die SRF-Verantwortlichen mit einem Angebot an günstigen Liegenschaften umzustimmen. (fon)

Cédric Wermuth, dem bolivarianischen Revolutionär, schlägt es die Sprache angesichts der zunehmend brutalen Methoden von **Nicolás Maduro** in Venezuela. Hatte er 2012 dessen Vorgänger **Hugo Chávez** (1954–2013) noch per Twitter zum Wahlsieg gratuliert, blieb die Wermuth'sche Glückwunschedespeche an Maduro zu dessen demokratisch fragwürdiger Wiederwahl am vergangenen Sonntag aus. (fsc)

Michael Lauber, Chef Bundesanwaltschaft. Am 15. Mai ist die Bundesanwaltschaft bei der Firma Marengo in Pfäffikon ZH zur Hausdurchsuchung aufgekreuzt. Frühmorgens begannen die Einsatzkräfte der Staatsanwältin Dokumente und Computer sicherzustellen und Personen zu bewachen – ohne richterlichen Durchsuchungsbefehl, da es ja zu den Schweizer Spezialitäten gehört, dass die Bundesanwaltschaft sich diesen Befehl selber ausstellen kann. Die Behörde bestätigt, dass sie seit November 2017 ein Strafverfahren in diesem Kontext führt. Für die Beteiligten gilt die Unschuldvermutung. Die Aktion der Bundesanwaltschaft steht offenbar im Zusammenhang mit dem Kampf des Helikopter-Unternehmens Kopter, vorher Marengo Swisshelicopter (MSH), gegen dessen früheren Eigentümer und Gründer, den Marengo-Inhaber. Dieser war Erfinder, Chef und treibende Kraft bei der Entwicklung des ersten Schweizer Helikopters, der nun eigentlich bald fliegen sollte. 2016 wurde er als CEO abgelöst, nun herrscht ein Trennungskampf. (gy)

Kurt Steinmann, Altphilologe, verschafft den *Weltwoche*-Lesern immer mal wieder einen faszinierenden Einblick in die Welt der antiken Mythologie. Der ehemalige Gymnasiallehrer gehört zu den renommiertesten Übersetzern vom Altgriechischen ins Deutsche. Seine Neuübersetzungen von Homers «Odyssee» und «Ilias» gelten als wegweisend. Nun erhält Steinmann für seine «herausragenden Leistungen» den deutschen Paul-Scheerbart-Preis, dotiert mit 5000 Euro. Wir gratulieren unserem Autor für die hochverdiente Auszeichnung. (rb)

Nachruf



Grenzenloses Gottvertrauen: Ernst Sieber.

Ernst Sieber (1927–2018) – Es muss Ende der sechziger Jahre gewesen sein, als ich ihm erstmals begegnete. Ich war ein Knirps, in Erinnerung geblieben ist mir vor allem ein riesiger Mittagstisch mit einer Schar von Leuten. Obwohl wir unangemeldet im Pfarrhaus von Zürich Altstetten erschienen waren, wurden wir an den Esstisch komplimentiert. Das war Pfarrer Sieber: grossherzig, spontan, zugänglich.

An Weihnachten 1996 kreuzten sich unsere Wege wieder. Ernst Sieber war inzwischen ein berühmter Mann, doch seine Hilfswerke standen damals wegen Misswirtschaft unter Dauerbeschuss. Viele Vor-

würfe waren berechtigt, sie machten ihm zu schaffen, doch ungleich grössere Sorgen bereitete ihm eine Kältewelle. Eine Winternacht lang begleitete ich als Reporter der *Sonntagszeitung* den Pfarrer, der in der Stadt Zürich mit seinem VW-Bus Obdachlose einsammelte.

Es war eine halbsbrecherische Fahrt. Irdische Verkehrsregeln nahm der damals siebzehnjährige Gottesmann bestenfalls als unverbindliche Empfehlung wahr. Ebenso unkonventionell war sein Umgang mit den gestrauchelten Existenzen – Säufer, Drögeler, Landstreicher –, die er vor dem drohenden Kältetod rettete. Sieber wusste genau, in welchen verborgenen Winkeln der Stadt sie anzutreffen waren, und er sprach ihre Sprache. Ein kurioser Mix von gassenhafter Ruppigkeit, Mutterwitz und Warmherzigkeit verschaffte ihm einen direkten Draht zu den Menschen, die ihn offenkundig respektierten und liebten.

Pfarrer Sieber war ein begnadeter Selbstdarsteller. Doch weil er in seltener Radikalität genau das lebte, was er predigte, verzieh man ihm gerne, was man andern als Eitelkeit ankreiden würde. Alles an diesem ehemaligen Bauernknecht war waschecht, vom groben Schuhwerk bis zur Zipfelmütze, das Gottvertrauen, das er ausstrahlte, war grenzenlos. Mit zunehmendem Alter widmete er sich zusehends der Bildhauerei und Malerei, doch die Randständigen hatten für ihn bis zuletzt Vorrang. In der Nacht auf Pfingsten ist Pfarrer Sieber sanft entschlafen. Die Inschrift auf seinem Grabstein hatte er schon mal angekündigt: «Kämpft weiter, ich hab's heiter.» *Alex Baur*

«Entwicklung kennt keine Altersgrenze.»

Bettina Kurth
Leiterin Human Resources Schweiz
zum längeren, selbstbestimmten Leben

Abstieg aus der Königsklasse

Von Alexander Graf von Schönburg-Glauchau — Wenn die Royals nur noch normal sein wollen, sollten sie auch auf den Thron verzichten.

Man muss nicht lang drum herumreden: Mit dieser Hochzeit wird das Haus Windsor beschädigt. Das hat nichts mit Meghan Markles angeblich «niedriger Geburt» zu tun – die Zeiten, da bei den Royals makellose Stammbäume zählten, sind längst passé –, sondern ist eine ganz nüchterne Feststellung aus Marketingperspektive. Eine Luxusmarke zum Beispiel kann sich dem Massengeschmack anpassen und auch preiswerte Souvenir-Artikel verkaufen, aber es kommt der Punkt, an dem die Marken-Kredibilität leidet. Zum Markenkern der Windsors gehörte eine gewisse Abgehobenheit. Der englische Staatsphilosoph Walter Bagehot schrieb vor 150 Jahren sinngemäss, die Königsfamilie müsse Mysterium ausstrahlen, unnahbar und geheimnisvoll sein. Die Rolle einer Königsfamilie ist es also, ein Leben wie wir zu führen, aber in einer entrückten, quasi opernhaften Form: Alles muss grösser und schöner und prachtvoller sein.

Das britische Königshaus durchläuft gerade einen ähnlichen Prozess wie die katholische Kirche seit den sechziger Jahren, der Fachbegriff dafür ist *Aggiornamento*. Und wie bei jedem Anpassungsprozess kann der Punkt kommen, an dem man das Ganze überdehnt. Was die Person Meghan als Mitglied des britischen Königshauses so spannend macht, ist nicht ihre Herkunft. Dass sie aus kleinen Verhältnissen kommt, ist uninteressant, aus solchen kommt aus Sicht des Königshauses jeder. Revolutionär an Meghan ist: Sie ist Feministin, sie ist lautstark, sie ist eine sogenannte Kämpferin für soziale Gerechtigkeit, sie fordert Dinge, die in Grossbritannien zum Teil sehr hitzig diskutiert werden – das Ende der Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen zum Beispiel. Sie ist eine dieser «Social Justice Warriors» (SJW), die sich in den USA die Kulturrevolution auf ihre Fahnen geschrieben haben, in deren Wirren wir derzeit stecken. Politisch steht sie deutlich links von Charles, der Queen und dem Rest der Verwandtschaft.

Selber am Steuer

Das Haus Windsor modernisiert sich und umarmt seine natürlichen Feinde. Seine klassischen Verbündeten, der Adel, haben sich über die Jahrhunderte ohnehin als treulos herausgestellt. Die Allianz mit der Masse, erst mit der Mittelklasse durch das Idol Kate und jetzt mit der Unterklasse durch Meghan, ist vielleicht genau die richtige Strategie. Immerhin interessieren sich dank Meghan plötzlich junge

Leute für das Königshaus, denen die Royals bislang herzlich egal waren: Farbige, Briten aus den Kolonien, Menschen in sozialen Brennpunkten, alleinerziehende Mütter. Sie fühlen sich durch Meghan «abgeholt», wie man so schön sagt.

Den Beginn des royalen *Aggiornamento* der Windsors werden Historiker eines Tages an Queen Victoria und Prinz Albert festmachen, die im 19. Jahrhundert die Kraft der Fo-

Die Haltung, niemals Gefühle zu zeigen, gilt nicht mehr als Tugend, sondern als zutiefst gestrig.

tografie und Visiten bei den Untertanen im ganzen Land nutzten, um den Ruf der Hannover-Monarchen als pflichtvergessene und vergnügungssüchtige Exzentriker abzuschütteln. Und an Prinz Philip, der in den fünfziger Jahren die Dynamik der Medien für das Königshaus nutzbar machte.

Und an Prinzessin Diana. Diana wurde zum Idol, weil sie sich nicht in die von Traditionen erstickte Welt des Hofes einfügen wollte, weil sie als junge Frau im Alleingang die Monarchie mit deren eisernen Regeln und weissgeputerten Perücken herausforderte. Inzwischen arbeiten im Buckingham-Palast

keine Hofschranzen mit klingenden Namen mehr, die in Eton, Harrow und Sandhurst sozialisiert wurden und der «alten Welt» angehören, sondern Profis aus der Werbe- und Medienbranche, die der jungen Windsor-Generation beibringen, wie man ein mitfühlenderes, zeitgemässeres Bild abgibt. Die Haltung zum Beispiel, niemals Gefühle zu zeigen, die sogenannte *stiff upper lip*, gilt nicht mehr als Tugend, sondern als zutiefst gestrig. Wenn William und Harry Fernsehinterviews geben, sprechen sie offen über ihre Gefühle, etwa über den Schmerz, ihre Mutter früh verloren zu haben. Das wäre früher undenkbar gewesen. Auch in Moralfragen hat man sich dem Zeitgeist angepasst. Niemand bei Hofe rümpfte die Nase, als Meghan Markle im Kensington-Palast übernachtete, lange bevor sie mit Harry verlobt war.

Die Star-Duos William & Kate und Harry & Meghan sind die neuen Markenbotschafter der Windsors, und ihr Hauptehrgeiz besteht darin, möglichst normal zu wirken – wie Mr und Mrs Jedermann: Kate schleppt Einkaufstüten, William den Maxi-Cosi, er lässt sich nicht chauffieren, sondern sitzt selber am Steuer seines Audi oder Rover; in ihrem Zuhause auf dem Anwesen der Queen in Sandringham, in Anmer Hall, ist der Lebensmittelpunkt nicht der Salon – oder, wie man im Englischen sagt, der *drawing room* –, sondern die Wohnküche, und ihre PR-Spindoktoren sorgen dafür, dass solche Details nach aussen dringen.

Ein paar Schritte hinter dem Kronprinzen

Die Frage ist nur: Wie lange wird es dauern, bis sich die Menschen fragen, warum Mr und Mrs Jedermann eigentlich Anspruch auf einen Thron haben, warum es überhaupt einen Thron gibt? Das Widersprüchliche an Dianas Erbe: Die Menschen nahmen Anteil an ihrem Tod, weil sie eine Prinzessin war, gleichzeitig jedoch findet ein Grossteil ihrer Fans das ganze Konzept von Monarchie, des Prinz- und Prinzessinnen-Seins, überholt und sieht in ihr die grosse Modernisiererin. Wenn nun weitere zwanzig Jahre ins Land ziehen und Grossbritannien irgendwann so modern ist, dass auch die allerletzten Traditionen eingemottet sind, wenn die einstige Königsfamilie dann endlich in einer Etagenwohnung lebt und an der Spitze des Staates, völlig zeitgemäss, ein gewählter Präsident oder eine Präsidentin steht – werden die Untertanen dann etwas vermissen? Bei der Trauerfeier für die Schwiegertochter des dann



Alleingang: Prinzessin Diana.



Alle Revolutionen überstanden: britische Königsfamilie mit dem Brautpaar Harry und Meghan.

gewählten Präsidenten der Republik Grossbritannien werden jedenfalls keine 2,5 Milliarden Menschen in 200 Ländern wie gebannt vor dem Fernseher sitzen, und es wird ihr auch kein Popstar einen Song widmen, der dann zur meistverkauften Single aller Zeiten wird – der Zauber gehört zur Monarchie, da hat Bagehot (ausgesprochen: Bätsched) nun einmal recht, obwohl seine Überlegungen wie aus einer fernen Zeit für uns klingen.

Royals sollen normal sein, weil unsere Welt ein Oben und Unten – überhaupt Unterschiede – nicht mehr erträgt. Wenn Royals ein ganz normales Leben führen wollen, ist das daher höchst verständlich, aber dann büßen sie halt auch die ihnen zugedachte Rolle ein und sollen gefälligst in Etagenwohnungen ziehen und nicht mehr auf Staatskosten auf der Bühne stehen.

Hat Harry sich über seine Pflicht hinweggesetzt, indem er eine geschiedene TV-Seriendarstellerin aus prekären Familienverhältnissen zur Prinzessin machte? Wie Fans der Fernsehserie «The Crown» wissen, durfte einst die Schwester der Queen, Princess Mar-

garet, ihre grosse Liebe nicht heiraten, weil diese geschieden war. Als sie 1960 einen bürgerlichen Fotografen heiratete, blieb fast die gesamte britische Aristokratie der Hochzeit fern. An der Hochzeit von Harry und Meghan waren die Vertreter der grossen englischen Adelshäuser erst gar nicht eingeladen. So ändern sich die Zeiten: Bräute müssen sich nicht mehr einer Ahnenprobe unterziehen, bevor sie zum Altar geführt werden. Und ist das nicht auch gut so? Meine Urgrosstante, Sophie Gräfin Chotek, wurde, als sie im Jahr 1900 den österreichisch-ungarischen Thronfolger heiratete, am Wiener Hof systematisch gedemütigt. Sie war eben nur eine «einfache Gräfin», eine unebenbürtige Wahl für den künftigen Monarchen. Bei Hofe musste sie stets ein paar Schritte hinter dem Kronprinzen gehen, für ihn wurden in Schloss Schönbrunn beide Flügeltüren geöffnet, für sie nur eine. Selbst nachdem sie in Sarajevo erschossen worden waren und man sie in der Kapuzinergruft aufgebahrt hatte, wurde diese Demütigung (wie man bei Karl Kraus nachlesen kann) noch fortgeführt: Ihr Sarg

stand ein paar Zentimeter unterhalb desjenigen ihres Gatten.

Enkel eines Gemischtwarenhändlers

Viel Schmach, Schmerz und Heuchelei wäre den Königshäusern erspart geblieben, wenn sie schon früher ihre rigide Heiratspolitik über Bord geworfen hätte. Die arme Eleanor von Aquitanien musste aus dynastischen Gründen mit dreissig den unbedarften neunzehnjährigen Henry heiraten. Der wäre viel glücklicher mit seiner gleichaltrigen Mätresse, der braven Rosamund Clifford, gewesen. Mit ihr konnte er sich immer nur heimlich treffen. Eleanor kam dahinter, die arme Rosamund musste den Becher mit Gift trinken... Oder der erste Hannoveraner auf dem englischen Thron, George I: Seine Mutter zwang ihn zur Heirat mit seiner Cousine Sophie, die hatte eine Affäre, der Betreffende wurde zur Seite geräumt, sie dreissig Jahre lang in einem Schloss in der Lüneburger Heide eingesperrt, während der König sich weiter mit seiner Mätresse, der schönen Melusine von der Schulenburg, vergnügte. >>>



Neue Markenbotschafter der Windsors: Prinz William mit Gattin Kate.

War das so viel besser? Es hat durchaus einen seltsamen Beigeschmack, wenn ein Prinz beim Zappen eine Frau auf dem Bildschirm entdeckt und sich sagt: «Die will ich haben», und, da er Prinz von England ist, sie auch haben kann. Andererseits lebt uns Harry damit doch nur in übersteigerter – opernhafter – Form unserer aller Leben vor, die wir uns per Klick bei Amazon alle Wünsche erfüllen können.

Als Angehöriger des ehemaligen deutschen Adels bin ich ohnehin der Falsche, um über royale Heiratspolitik unbefangen zu urteilen. Erstens sind Hochadel und Königshäuser seit je vor allem durch Feindseligkeit verbunden, und zweitens sind Kastendenken und Beharren auf einwandfreien Stammbäumen, all das Trara um «Wer mit wem?», die Frage des Konubiums, eine sehr deutsche Eigenart. Der deutsche Adel hat sich immer hinter seinen Burgmauern verschanzt: Man spricht seine eigene Sprache, man kennt sich, man heiratet unter sich. Wenn ein deutscher Adelspross, der Sohn eines westfälischen Bauernbarons zum Beispiel, morgen mit einer Ute aus der Disco oder gar mit einer Aischa oder Eylül auftauchen würde, gäbe es beim Frühstück im Herrenhaus ein ziemliches Beben.

In Grossbritannien ist das anders. Selbst in Frankreich war das anders (Kann man sich eine grössere Mesalliance vorstellen, als wenn ein Kaufmannsgeschlecht wie die Medici ins französische Königshaus einheiratet?). In Italien sowieso, hier war die Vermischung von Kaufmannsklasse (also Bürgertum) und Adel immer Teil des Systems. Während Frankreich,

Italien und England wirtschaftlich expandierten und die Städte zu blühen begannen, fiel Deutschland, und hier insbesondere der Adel, in seiner Bedeutung zurück. Aus Trotz und Verärgerung darüber, wirtschaftlich nicht mithalten zu können, drängt es den Adel heute zu stärkerer Abschottung, man pocht auf adelige Heirat, eigene Rituale und Sitten, verweigert sich der Vermischung mit dem Bürgertum und verhindert so die Erneuerung durch den Geldadel. Der gesamte europäische Adel, ausser dem deutschen, hat immer eine

Viel Schmach und Schmerz wäre den Königshäusern erspart geblieben.

Art Kolonisierung nach innen praktiziert, Sitten und Gebräuche des Hofes verbreitet, nachrückende Schichten konnten sich assimilieren. Die deutschen Adligen haben da nie mitgemacht und lieber darauf geachtet, dass man «unter sich» bleibt.

Die britische Gesellschaft ist zwar völlig versessen darauf, alles und jeden in Klassenschubladen zu stecken, alles definiert sich hier über die Klassenzugehörigkeit – das Entscheidende ist aber, dass man die Klasse wechseln kann. Die Grenzen sind nach oben hin durchlässiger als in Deutschland. Der Grossvater des Politikers Sainsbury war noch Gemischtwarenhändler, heute sitzt er im House of Lords. Wenn man David Beckham heisst, kriegt man irgendwann den «Sir» verliehen, kauft sich ein

Haus auf dem Land, trägt Gummistiefel und besorgt sich einen Butler – dann gehört man dazu.

Deshalb war Kate – bevor Meghan die Bühne betrat – auch so beliebt. Sie verkörperte idealtypisch den Aufstieg aus der Mittelklasse. Die Engländer können sich in ihr wiedererkennen. Wenn eine Kate Königin werden kann, so ihr Empfinden, dann kann das theoretisch jeder. Mit Meghan wird das uralte Aschenbrödel-Narrativ jetzt auf die Spitze getrieben.

Thronfolger mit männlichem Ehepartner

Es gibt ja die Prophezeiung, dass es bald auf der ganzen Welt nur noch fünf Könige geben wird: die vier aus Kartenspielen und den britischen. Vielleicht ist die Fähigkeit, sich zu wandeln, ja gerade das Geheimnis der Windsors. Viele Monarchien sind untergegangen, die britische steht immer noch. Vielleicht machen sie alles genau richtig. Vielleicht ist die Allianz mit der SJW-Aktivistin ohne Stammbaum genau das Modernisierungssignal, das die Windsors jetzt brauchen. Hätte sich Harry, wie das seine Ahnen habituell taten, eine Braut aus irgendeinem deutschen Fürstengeschlecht geschnappt, eine Prinzessin von Isenburg oder zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, wäre das jedenfalls von den Untertanen – gerade zu Zeiten des Brexit – als Ohrfeige und als Signal des Rückschritts verstanden worden.

Wenn das Aggiornamento der Royals aber in dieser Geschwindigkeit fortschreitet, müsste es in paar Jahren konsequenterweise einen Thronfolger geben, der einen männlichen Ehepartner zum Altar führt. Genau darauf zu hoffen, hat jedenfalls bereits ein hoher Vertreter der anglikanischen Kirche gefordert, denn damit, so Kelvin Holdsworth, Propst der St Mary's Cathedral in Glasgow, wäre die Königsfamilie endgültig in der Moderne angekommen.

Büssen die Royals durch ihre Anpassung an den Zeitgeist das ein, was man früher Nimbus nannte? Laufen sie Gefahr, irgendwann austauschbare Promis zu werden, wie wir sie jeden Tag im Fernsehen sehen? Natürlich. Andererseits gilt der Shakespeare-Satz: «Uneasy lies the head that wears a crown.» Es kann nicht leicht sein, den Fortbestand einer archaischen Institution wie der britischen Krone in die Moderne zu retten. Vielleicht beweisen die Royals – im Gegensatz zum deutschen Adel beispielsweise – genau den richtigen Instinkt. Vielleicht haben sie gerade deshalb alle vergangenen Revolutionen überstanden und werden auch die gegenwärtige überstehen.



Alexander Graf von Schönburg-Glauchau ist Journalist und Schriftsteller sowie Chef des gräflichen Glauchauer Zweigs des Hauses Schönburg. Er ist Mitglied der Chefredaktion der Bild-Zeitung.

Show der Leidenschaften

Von *Christoph Mörgeli* — Selten hat eine Kirchenfeier zwei Milliarden Zuschauer. Da will die himmlische Botschaft gut verkauft sein.

Es waren nicht die üblichen Kirchgänger, die zur königlichen Hochzeit von **Prinz Harry** und **Meghan Markle** in die **St George's Chapel** in Windsor geladen waren. Neben den Adel von Geburt und Reichtum drängte sich eine Rekordzahl an Show-Prominenz ins enge Gestühl. Wenn sich das an den Höfen einst verachtete Schauspielvolk zum inneren Zirkel des britischen Königshauses gesellt, sagt dies alles über den Glamourfaktor von Netflix-Seriendarstellern. Aber auch **George Clooney** oder Tennis-As **Serena Williams**, die sich im Chorraum zur engsten Familie setzen durften, können wir uns in jeder anderen Rolle besser vorstellen als in jener frommer Gottesdienstbesucher. Ganz zu schweigen von Fussballselbstdarsteller **David Beckham** (inklusive Kaugummi).

Endlich trat mit **Prinz Harry** der erste Nebendarsteller auf die Bühne. Zwar wäre sein **Bart** in der britischen Armee seit über hundert Jahren verboten, wegen dem Afghanistan-Krieg ist er aber als «vertrauensbildende Massnahme» mittlerweile geduldet. Während dem schlichten Brautkleid umfassendste Würdigungen galten, war die noch schlichtere dunkelblaue Galauniform des Bräutigams kaum eine Zeile wert. Um seinen jüngeren Bruder farblich nicht auszustechen, trug auch Trauzeuge **William** die Uniform des Gardekavallerieregiments «Blues and Royals».

Unter heiterem Glockenspiel zog die neue **Herzogin von Sussex** in die spätgotische Hofkapelle ein – begleitet von einer stilsicher gewählten Ode, die **Georg Friedrich Händel** 1713 zum Geburtstag von Königin **Anne** in London komponierte. Leider zeigte sich die walisische Barockinterpretin **Elin Manahan Thomas** als nicht durchwegs stimmsticher. Die beiden Lieder, welche die ganze Gemeinde kräftig mitsang, waren populäre Nummern, die von Chor und Orchester zusätzlich kräftig aufgepeppt wurden.

Unter den bunten Bannern der Mitglieder des Hosenbandordens spielte sich der nachfolgende Trauungsakt ab. Der Dekan von Windsor, **David Conner**, ist Bischof der anglikanischen Kirche und Kaplan von **Königin Elizabeth**. Der 71-Jährige gab sich bei Begrüssung und Gebet bemerkenswert freizügig («Genuss der zärtlichen sexuellen Vereinigung») und setzte so eine erste moderne Duftmarke. Auch wenn er die Ehe «von Gott geheiligt» nannte, behandelt die anglikanische Kirche genau wie die evangelische eine Heirat nicht als eigentliches Sakrament.

Die Trauungszeremonie leitete unter den Augen Ihrer Majestät als weltliches Oberhaupt der anglikanischen Kirche der Erzbischof von Canterbury, seinerseits deren geistliches Oberhaupt. **Justin Welby**, früher Finanzjongleur und heute dezidierter Kapitalismuskritiker, trug einen reich verzierten Ornat mit kostbarsten Edelsteinen. Zur peinlichen Überraschung seiner Mutter wurde vor einigen Jahren mittels Gentest bekannt, dass **Welby** der leibliche Sohn von **Churchills** Privatsekretär ist.

«Gott ist die Quelle, Gott ist die Liebe!»

Die Lesung durch **Lady Jane Fellowes**, Schwester von **Diana**, galt – nicht eben originell – dem Hohelied Salomons. An dieses knüpfte dann **Michael Curry** an, erster Schwarzer in der Funktion des präsidiierenden Bischofs der amerikanischen Episkopalkirche. Zum Konfessionellen nur so viel: Die Braut **Meghan Markle** ist vor der Hochzeit zur anglikanischen Kirche übergetreten. Ihre Mutter ist reformiert, der Vater Mitglied der Episkopalkirche, die zum anglikanischen Bekenntnis gehört. Der Charismatiker **Curry** bot eine Show der Leidenschaften, die sein Publikum entweder begeisterte, belustigte oder leicht beschämte. Jedenfalls hat der 65-Jährige seine vierzehn Minuten Berühmtheit redlich genutzt – als Plädoyer für die Kraft der Liebe

durch das Feuer des Lebens. Ganz politischer Aktivist, spann er den Bogen von den baumwollpflückenden Sklaven bis zu **Martin Luther King**.

Freundliche Kommentare freuten sich über die spontane, zu Herzen gehende Rhetorik des von den eigenen Wortwogen völlig hingerrissenen Priesters. Mäkler und Kritiker empfanden eine allzu grosse Differenz zwischen der fulminanten Verpackung und dem trivialen bis kitschigen Inhalt. Auch habe der Amerikaner eher einen Gospel als eine Predigt vorgetragen und sich mehr als Gaukler denn als Theologe aufgeführt. Und wie konnte sich Bischof **Curry** nur dermassen selber in Szene setzen und dem Brautpaar die Show stehlen? «Wir sind aus der Kraft der Liebe gezeugt worden», versicherte der Kirchenprimas dem Brautpaar. Und weil man diesbezüglich bei **Harry** angesichts von dessen Eltern **Charles** und **Diana** nicht so ganz sicher sein kann, präziserte er also gleich: «Gott ist die Quelle, Gott ist die Liebe!»

Offenbar ist der emanzipierten Braut entgangen, dass der Chor von **St Paul's** nur aus Männern und Knaben bestand. Dafür verlas mit **Rose Hudson-Wilkin** eine weibliche Geistliche mit jamaikanischen Wurzeln die Fürbitte. Die Entdeckung des Tages war zweifellos der 19-jährige Cellist **Sheku Kanneh-Mason**. Der ebenso gutaussehende wie souveräne Musiker aus **Nottingham** zeigte sein volles Starpotenzial. Nur das vielstrapazierte «Ave Maria» war für einen anglikanischen Gottesdienst ein Missgriff. Auch trug die strahlende Braut einen Myrtenstrauß, laut Fernsehkommentar ein «Symbol für Liebe und Leidenschaft». In Wahrheit symbolisiert die Myrte natürlich Jungfräulichkeit. Doch dies wäre im Fall von **Meghan Markle** wieder eine andere Geschichte.



Gunst des Gottesdiensts: Charismaprediger Curry.



Stärke und Selbstbewusstsein.

Essay der Woche

Wie uns die Schweiz inspirierte

Von Václav Klaus und Ivan Canu (Illustration) — Es ist ungerecht, die EU mit der Sowjetunion gleichzusetzen. Aber die Europäer sind heute fast so stark reguliert, manipuliert und indoktriniert, wie wir es in der späten kommunistischen Ära gewesen sind. Für uns Tschechen bleibt die freie Schweiz ein Vorbild.

Als Kritiker der Europäischen Union wurde ich in Westeuropa früher öfter gefragt: «Wollen Sie zusammen mit den Herren Lukashenko in Weissrussland und Milosevic in Jugoslawien marschieren?» Meine Antwort war klar: «Ich will Freiheit, Demokratie, Unabhängigkeit, Souveränität, aber ich zweifle, dass wir diese Werte in der heutigen EU finden können. Vielmehr haben wir unsere Unabhängigkeit für lange Zeit verloren.»

Dieses scharfe Urteil ist mit meinen viel zu langen Erfahrungen im Kommunismus verbunden. In diesem System verbrachte ich die produktivsten Jahre meines Lebens. Damals haben wir den unermesslichen Wert der Freiheit begriffen. Diese Erfahrung hat unsere Sensibilität für die kleinsten Symptome ähnlicher Defekte, die in der heutigen europäischen Gesellschaft existieren, radikal erhöht. Heute sehe ich in Europa eine sehr problematische Entwicklung, die ich als ernsthafte, gefährliche Bedrohung nicht nur unserer Freiheit und Prosperität, sondern auch unserer Kultur und der ganzen europäischen Zivilisation auffasse.

Ich wollte beim Fall des Kommunismus – zusammen mit Millionen von Tschechen und anderen Osteuropäern – in einer freien Gesell-

schaft und in einer freien Marktwirtschaft leben. Sicher, das Leben im Kommunismus ist mit jenem in der heutigen EU nicht vergleichbar. Aber diese langersehnte politische Freiheit, das Fehlen von Manipulation und Indoktrinierung und eine wirklich freie Marktwirtschaft – all das ist Utopie geblieben.

Manches wie im Kommunismus

Viele Europäer sehen das nicht. Sie haben noch heute das Gefühl, in Europa sei alles in Ordnung, unser Kontinent sei genügend reich, frei und demokratisch, so dass wir alle Probleme mit mehr aufgeklärtem Zentralismus, mit der Weisheit der europäischen Eliten, mit Hilfe von Finanztransfers von reicheren zu weniger reichen Menschen und Ländern beseitigen können, und dass die aktuellen Quasi-Reformen des EU-Systems zur Besserung der Situation reichen. Meine Botschaft ist radikal anders: Eine solche passive und unverantwortliche Einstellung werden uns unsere Kinder und Enkelkinder nicht verzeihen.

Wie gesagt, die Unterschiede zwischen Kommunismus und EU-Europa sind gross (und niemand kann sie leugnen), aber die Menschen in Europa sind heutzutage fast so

stark reguliert, manipuliert und indoktriniert, wie wir es in der späteren kommunistischen Ära gewesen sind. Die Meinungsfreiheit ist wieder eingeschränkt. Es herrscht die politische Korrektheit. Die EU-Protagonisten und -Propagandisten haben eine Atmosphäre geschaffen, in der gewisse Fragen und Antworten nicht erlaubt sind. Die wirkliche Debatte – diese unentbehrliche Substanz der Politik – existiert in der heutigen EU nicht mehr.

Seit langer Zeit beobachten wir den Anstieg der Anonymität von Entscheidungen, die wachsende Distanz der Bürger von den Entscheidungsträgern und eine gefährliche Entpersonalisierung der EU. Für die Demokratie brauchen wir den Staat, nicht dessen Schwächung und Liquidierung. Grössere Strukturen als der Staat sind für die Demokratie ungeeignet. In solchen Strukturen ist die authentische demokratische Repräsentanz der Bürger nicht möglich. Das verstehen Sie in der Schweiz sehr gut. Auch deshalb haben Sie Ihre Kantone.

Ich bin überzeugt davon, dass die heutige europäische Entwicklung keine historische Notwendigkeit ist. Was wir jetzt erleben, ist ein selbstgemachtes Problem. Es geht um eine Beschädigung, die wir uns selber zugefügt haben.

Die heutige, nicht erfolgreiche europäische ökonomische Entwicklung ist ein Produkt des jetzigen europäischen Wirtschafts- und Sozialsystems auf der einen und der mehr und mehr zentralistischen und undemokratischen EU-Institutionen auf der anderen Seite. Das Hauptproblem sehe ich in der Verschiebung des Gleichgewichts zwischen Staat und Markt, zwischen Politik und menschlicher Freiheit. Die extreme Version dieser Verlagerung haben wir im Kommunismus erlebt – mit allen bekannten Konsequenzen.

Man sollte einmal laut sagen, dass die europäische Währungsunion in den ersten neunzehn Jahren ihrer Existenz nicht die positiven Effekte gebracht hat, welche die Europäer – zu Recht oder Unrecht – erwarteten. Wir beide, die Tschechen und die Schweizer, sind nicht direkt vom Euro betroffen; die Schweizer haben den Schweizer Franken und die Tschechen haben noch die tschechische Krone. Aber indirekt sind wir sicherlich beeinflusst.

Nach der Entstehung der Euro-Zone hat sich das Wirtschaftswachstum in den entsprechenden Ländern im Vergleich zu den vorherigen Jahrzehnten verlangsamt. Auch die Handelsbilanzen und Staatshaushalte haben sich verschlechtert. Die Einführung der gemeinsamen Währung hat die Selbstdisziplin der einzelnen europäischen Länder geschwächt. Sie hat einen Wechselkurs gebracht, der zu weich für die Länder des europäischen Nordens ist, aber zu hart für den europäischen Süden. Sie hat die Schleusen für die unproduktive und unfreiwillige zwischenstaatliche Umverteilung geöffnet.

Dazu kommt die mit Schengen verbundene Massenmigration. Sie ist nicht vom Himmel gefallen. Ihre Gründe sollten wir nicht im Nahen Osten oder in Nordafrika suchen. Sie ist vielmehr die Folge unseres selbstmörderischen Benehmens, die Folge der Entdemokratisierung Europas, die Folge der Liquidierung der Nationalstaaten, die Folge des Marschierens der europäischen Eliten – mit uns als Geiseln – wie in Aldous Huxleys «Brave New World». Ich habe vor mehr als drei Jahren ein kleines Buch zu diesem Thema verfasst. Der deutsche Titel lautet «Völkerwanderung»; es liegt mittlerweile in acht Übersetzungen vor.

Migration bedrohlicher als Terrorismus

Die heutige Massenmigration und ihre durchaus negativen Konsequenzen für die Zukunft der europäischen Gesellschaft haben nicht die Migranten, sondern die europäischen Politiker – an ihrer Spitze die deutschen Politiker – verursacht. Das manchmal tragische Leben der Menschen in den Ländern des Nahen Ostens, Nordafrikas und Westasiens sollte nicht als Rechtfertigung für die verantwortungslose Willkommenskultur der europäischen Eliten benutzt werden. Die Situation in diesen Ländern stellt nur die Angebotsseite der Migra-

tion dar. Für die Verwirklichung der Migration genügt das nicht. Jedes Angebot braucht – wie wir alle wissen – eine Nachfrage. Und diese Nachfrage kam aus Europa.

Die Mehrheit der europäischen Spitzenpolitiker glaubt an die durchaus wohltuenden Effekte der unbegrenzten Verschiedenheit der Menschen für eine Volksgemeinschaft und an die vollkommen positiven, bereichernden Einwirkungen der Migranten, ih-

Wie man sieht, ist die Reaktion Brüssels auf unsere Ambitionen explizit feindlich.

rer Ideen, ihrer Religion, ihrer Benehmensmuster. Deshalb haben diese Politiker die Türen zu Europa ganz absichtlich aufgesperrt.

Die heutige Massenmigration, die ich – berechtigterweise, wie ich glaube – eine Völkerwanderung nenne, habe ich schon lange Zeit als Bedrohung der europäischen Zivilisation und Kultur, als Bedrohung der Freiheit und Demokratie und nicht zuletzt als Bedrohung der europäischen Prosperität bezeichnet. Die Massenmigration bringt eine gefährliche Beschädigung unserer Lebensweise, unserer Lebensqualität, unserer Traditionen, Sitten und Gewohnheiten mit sich.

Das finde ich das Wichtigste und Gefährlichste. Deshalb spreche ich nicht über den Terrorismus. Das heutige Problem Europas sollte nicht auf das Thema des Terrorismus reduziert werden. Die Fortsetzung der Massenmigration von Menschen anderer Kulturen und Zivilisationen wird Europa auch ohne Terrorismus zuerst schwächen und anschliessend zerstören.

Wir sind in Europa heutzutage geteilt, gespalten und uneinig. Die Schlachtformationen, die auf beiden Seiten auftreten, sind gut bekannt: Auf einer Seite, meiner Seite, stehen Freiheit, Demokratie, Verantwortung, Ordnung, Souveränität der europäischen Nationalstaaten, Patriotismus, Auslandsreisen und Auslandsaufenthalte statt Migration. Auf der anderen Seite stehen politische Korrektheit, Multikulturalismus, Massenmigration, Verantwortungslosigkeit, Chaos, Moralismus und Manipulation, Jean-Claude Juncker, das Duo Merkel-Macron, Zentralisierung, Harmonisierung und Standardisierung Europas, abgeschotteter Kontinentalismus und – nicht an letzter Stelle – Kulturmarxismus der Frankfurter Schule.

Diese stilisierte Beschreibung halte ich nicht für eine Karikatur der heutigen europäischen Situation. So klar und übersichtlich sind die Karten in Europa heute verteilt. Wir sollten nie zulassen, dass diese Klarheit und Übersichtlichkeit durch die politische Korrektheit vernebelt wird.

Die Schweiz spielt im heutigen Europa eine wichtige Rolle – die Rolle des Beispiels, dass es möglich ist, anders zu leben und die Entscheidungen zu Hause zu treffen. Eingangs habe ich erwähnt, dass wir in der Tschechischen Republik nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nicht den Luxus hatten, die vorteilhafte, wohlverdiente und lange Zeit verteidigte Position der Schweiz einzunehmen. Heute füge ich hinzu, dass wir leider nicht wie Grossbritannien eine Insel in der Nähe Europas sind. Deshalb ist die Variante des Brexit für uns in Mitteleuropa schwierig zu verwirklichen. Trotzdem bemüht sich die sogenannte Visegrád-Gruppe mitteleuropäischer Staaten, ihre eigene Position zu verschiedenen europäischen Themen – insbesondere zur Massenmigration, zum Euro, zur Banken- und Fiskalunion, zur Asylpolitik – selbständig zu vertreten.

Kraft zum Widerstand

Wie man sieht, ist die Reaktion Brüssels und jene der europäischen politischen Eliten auf unsere Ambitionen nicht nur negativ, sondern explizit feindselig. Diese Arroganz sollten wir nicht akzeptieren. Ich habe aber Angst, dass wir nicht genug Kraft zum Widerstand haben. Wir sollten die schweizerische Stärke und Festigkeit, das schweizerische Selbstbewusstsein und die schweizerische Überzeugung in Bezug auf Wahrheit haben und nach dieser leben.

Das ist das gekürzte Transkript einer Rede, die Václav Klaus am 28. April vor der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) gehalten hat.



Václav Klaus war von 1992 bis 1998 Ministerpräsident, von 1998 bis 2002 Vorsitzender des Abgeordnetenhauses und von 2003 bis 2013 Staatspräsident der Tschechischen Republik.

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch



Ehrenrettung der Eifersucht

Von *Birgit Schmid* — Eifersucht brennt, zerstört, mordet. Im Gefolge der #MeToo-Debatte werden nicht nur angeblich unpassende Bilder abgehängt, auch die Eifersucht soll wegpsychologisiert werden. Damit aber verschwindet sie nicht. Die dunkle Schwester der Liebe gehört zur Kunst. Und sie bleibt Teil unsere Lebens.

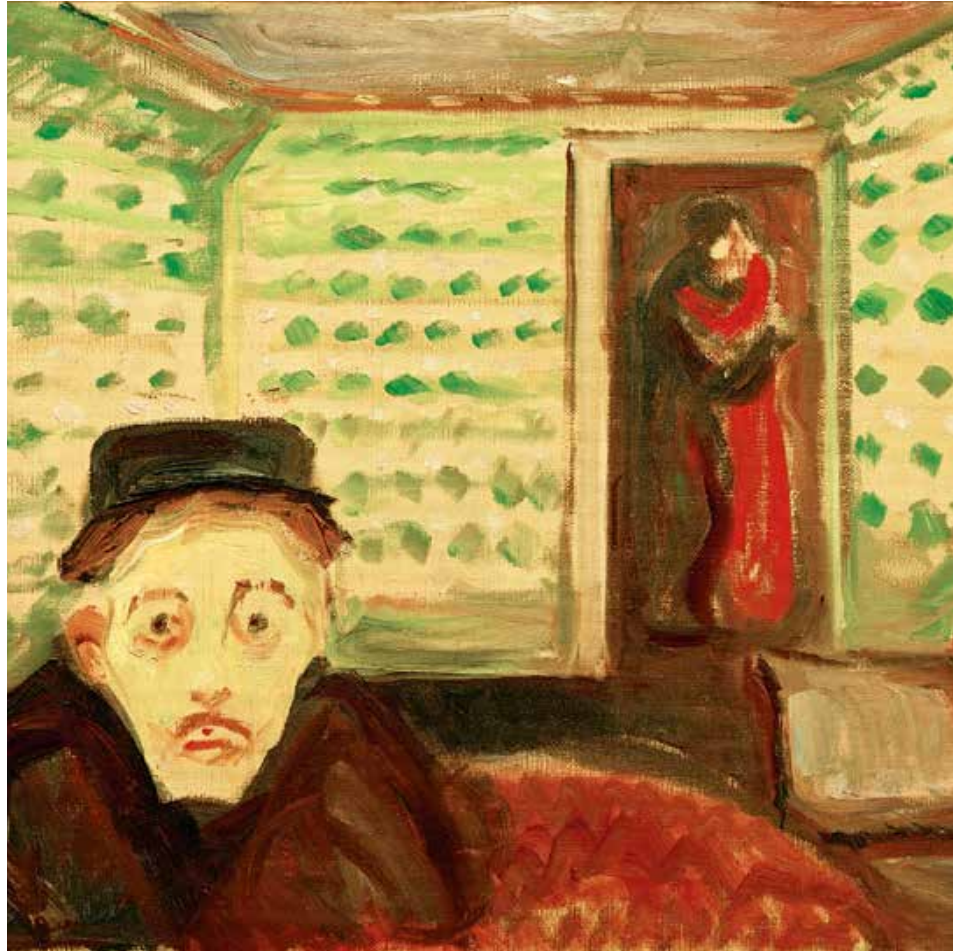
Auf dem Gemälde «Eifersucht» von Edvard Munch aus dem Jahr 1907 stehen im Hintergrund eines grüntapezierten Raumes ein Mann und eine Frau unter der Tür. Sie trägt ein langes rotes Kleid, die beiden Körper scheinen in einem Kuss zu verschmelzen. Im Vordergrund blickt das bleiche Gesicht eines Mannes aus dem Bild, den die Szene in seinem Rücken aufzuzehren scheint. Die ganze Pein spricht aus dem Ausdruck des Eifersüchtigen. Es soll der Dichter Stanislaw Przybyszewski sein und die Frau in der fremden Umarmung seine Frau. Munch war mit dem polnischen Schriftsteller befreundet, der die Frauen liebte; es kam vor, dass sich die Freunde für dieselbe Frau interessierten.

So taucht der Rivale auf weiteren Eifersuchtsbildern auf, von denen Munch zwischen 1895 und 1930 insgesamt elf schuf. Es sind Variationen der Dreieckskonstellation mit einer Frau – dargestellt oft als Verführerin – zwischen zwei Männern, mit dem Eifersuchtsgrün als Hintergrund. Auf manchen Bildern ist der norwegische Maler, der selber sehr eifersüchtig war, als dritter Anwesender auszumachen. Munch erzählt hier von der Eifersucht, die jeder kennt. Eifersucht kann Höllenqualen verursachen, und genau dieses Gefühlswissen ruft das Bild ab.

Asymmetrie des Begehrens

Als ich im letzten Dezember im Met Breuer in New York anlässlich einer Munch-Ausstellung vor diesem Bild stand, fand gerade die Diskussion statt, ob das Bild «Thérèse, träumend» drüben im Metropolitan Museum abgehängt werden sollte. Zwei junge Frauen forderten dies auf dem Höhepunkt der «me too»-Debatte in einer Petition. Balthus' Gemälde sei anstößig, die kindliche Sexualisierung verklärend – «verstörend». Und ich dachte: «Könnte dasselbe nicht der «Eifersucht» passieren?» Auch diese Darstellung fordert dazu auf, eine ästhetische Mehrdeutigkeit auszuhalten. Wenn etwas eine Asymmetrie des Begehrens zeigt, dann die Eifersucht. Eifersucht deutet meist auf ein emotionales Ungleichgewicht hin. Sie gründet in der Angst, dass man weniger oder gar nicht mehr geliebt wird, der wichtigste Mensch einen anderen begehrt. Sie bewegt zum Kämpfen: Was es auch koste, man will den geliebten Menschen behalten. Oder zurückgewinnen.

Unpopulär ist die Leidenschaft wegen ihres Besitzanspruchs – wo wir uns heute doch alle



Variationen einer Dreieckskonstellation: Edvard Munchs «Eifersucht».

so tolerant und liberal nennen. Man darf doch keinen andern besitzen wollen! So lautete eine Kritik an der Eifersucht schon immer, dass

Die Achtundsechziger versuchten die Eifersucht mit neuen Beziehungsformen zu überwinden.

sie in patriarchalen Gesellschaften gefördert werde und vor allem Frauen unfrei halte. Die Achtundsechziger brandmarkten sie als spießbürgerlich und versuchten sie mit neuen Beziehungsformen wie der freien Liebe zu überwinden. Eifersucht sei «der sexuelle Niederschlag des Privateigentums und nicht nur ein spezifisch menschlicher Affekt», behauptete der Anthropologe Ernst Bornemann in jenen Jahren. Auch von der Psychologie wurde das kleinliche Fühlen bekämpft. Die ge-

liebte Person müsse im Sinn des «Seins» und nicht im Sinn des «Habens» gesehen werden – nicht als Eigentum, führte der Psychoanalytiker Erich Fromm aus. Erst wenn man jemanden frei lasse, könne sich dieser entwickeln.

Mit solchen Lehrsätzen will man bis heute Beziehungen von jeglicher Eifersucht freipsychologisieren. Dabei geht vergessen, dass ein gesundes Mass an Eifersucht eine Beziehung auch schützt. Eifersucht misst die Intensität der Bedeutung, die der andere für mich hat. Sie funktioniert wie eine Beschützerin der Liebe, macht wachsam. Ihr Fehlen hingegen kann als Gleichgültigkeit ausgelegt werden.

Die Sexismus-Debatte, die sich auf den Kulturbereich ausgeweitet hat und selbst Kunstwerke mit einschliesst, schadet dem Ansehen der Eifersucht weiter. Jetzt steht sogar unser Fantasieleben unter Verdacht. Der Eifersüchtige ist immer emotional unkorrekt, und ge-

nauso sind es Gedichte und Bilder, in denen die Eifersucht eine Rolle spielt. «Dû bist mîn, ich bin dîn» – die Verse aus dem mittelhochdeutschen Liebeslied bilden den Absolutheitsanspruch an die Liebe ab; heute würden sie eher als Einladung ins Ehegefängnis gedeutet, in dem man jemanden eifersüchtig besitzt. Du gehörst mir? Was für ein raffgieriger Schwur. Eifersucht ist ein anderes Wort für Übergriff.

Sobald die Eifersucht ins Spiel kommt, werden Kräfte entfesselt. Eifersucht eröffnet einen Fantasieraum, das macht das Gefühl so literarisch: Man stellt sich alles vor, wie der eifersüchtige Dichter auf Munchs Bild, der Gemarterte. Man beginnt beim Warten auf einen Anruf im Telefon ein Orakel zu sehen. Man nimmt, getrieben von der «Angst vor dem Vergleich» (Max Frisch), die Verfolgung des ver-

Was wäre eine «Tosca» oder ein «Rigoletto» ohne die Eifersucht?

meintlichen Rivalen auf, um zu sehen, was er hat, was ich nicht habe. Eifersucht hat die Kraft des Dramas. Sowohl im wirklichen Leben, wo sie im schlimmsten Fall Beziehungen zerstört und wo wegen ihr getötet wird. Wie auch in der Kunst und Literatur, die ohne sie um viele grosse Werke ärmer wäre.

Machen wir ein Gedankenexperiment und stellen uns vor, die berühmten Liebesdramen wären von der Eifersucht gesäubert. Shakespeare hätte Othello zwar auch mit Desdemona verheiratet, aber statt des «grünäugigen Monsters», als das die Eifersucht in der Tragödie bezeichnet wird, führten vielleicht Ständesunterschiede oder Othellos dunkle Hautfarbe zu Hindernissen, die knapp genug Stoff für ein Drama hergegeben hätten. In Stanley Kubricks Film «Eyes Wide Shut» hätte die Ehebruchfantasie von Nicole Kidman nichts bei Tom Cruise, ihrem Ehemann im Film, aufgelöst. Die aufkeimende Eifersucht hätte keinen traumwandlerischen Reigen eröffnet, zu dessen Höhepunkt die Sexorgie gehört, der der Eifersüchtige – bloss in seinem Kopf? – als Zuschauer beiwohnt. Die Protagonistin in Monika Marons Roman «Animal triste» hätte das Schönste der Liebe verpasst, hätte sie die Qualen der Eifersucht nicht gekannt. Auch diese Amour fou endet tragisch: Nicht nur Männer wollen den geliebten Menschen für sich alleine haben.

Und was wäre die Oper ohne die dunkle Schwester der Liebe? Sie erst bewirkt den Überschwang, für den man Opern liebt. Was wäre eine «Tosca» oder ein «Rigoletto» ohne die Eifersucht? Nichts triebe die Handlung voran, es gäbe keine Steigerung, keine Verwicklungen. Die verschiedenen Kräfte zerrten nicht an den Protagonisten, es entwickelte sich keine Dynamik. «Le nozze di Figaro» oder

«Die lustige Witwe» wären nach einem Akt zu Ende, zumal auch die Intrige, von der die Oper lebt und die als Katalysator der Eifersucht funktioniert, sich als wirkungslos erwies. Gräfinnen, Pagen, Diener würden sich langweilen und lebten auf der Bühne gleichgültig dahin. Das will niemand sehen.

Wie sähe schliesslich Munchs Gemälde «Eifersucht» aus, wenn es Rücksicht auf empfindliche Betrachterinnen nähme? Der Eifersüchtige schaute nicht mit diesen aufgerissenen Augen aus dem Bild, während das Paar sich hinter ihm küsst. Sondern er würde in die Umarmung der beiden aufgenommen. Alle wären friedlich vereint. Und lebten den Traum von der freien Liebe. Aus Angst vor dem Schmerz.

Eine absurde Spielerei? Nicht nur. Eifersuchtsdarstellungen bleiben Angriffen ausgesetzt. Man verspottet Songs wie «When a Man Loves a Woman» für die bedingungslose Hingabe, die Percy Sledge besingt. Das Lied handle von einer «pathologischen Obsession», schreiben der Psychologe Christopher Ryan und die Psychiaterin Cacilda Jethá in ihrem Erfolgsbuch «Sex at Dawn», in dem sie Eifersucht als soziales Konstrukt bezeichnen. Romane und Dramen, die von ungezähmtem Begehren erzählen, werden in amerikanischen Schulen von der Liste der Lehrmittel gestrichen oder mit Warnungen versehen. Euripides' Medea, die sich an ihrem treulosen Ehemann rächt und die eigenen Kinder tötet, ist nicht mehr zumutbar. Opern werden umgeschrieben, um sie weniger frauenfeindlich zu machen, so geschehen mit Georges Bizets «Carmen»: Die Titelheldin wird nicht mehr vom rasend eifersüchtigen Don José erdolcht, sondern nimmt nun selber eine Pistole in die Hand.

Mensch als Triebwesen

Verboten sind solche Neuinterpretationen nicht, man sollte bloss nicht so tun, als liesse sich mit dem Ausschalten unliebsamer Gefühle wie der Eifersucht die Fantasie kontrollieren. Diese Geschichten ermöglichen uns gerade, uns als Triebwesen zu erfahren. Sie führen aus, wozu uns manchmal auch zumute ist, sie bieten für die eigenen widersprüchlichen Erfahrungen einen Resonanzraum. Das heisst noch lange nicht, dass wir im wirklichen Leben gleich morden müssen aus Eifersucht.



Birgit Schmid ist Redaktorin und Kolumnistin der NZZ. Ihr neues Buch: Freie Liebe ist für Feige – Lob der Eifersucht. Dietrich zu Klampen. 160 S., Fr. 27.90



TAG Heuer
SWISS AVANT-GARDE SINCE 1860



#DontCrackUnderPressure



**TAG HEUER CONNECTED MODULAR
PASST AN JEDES HANDGELENK**
Jetzt verfügbar in 45mm und 41mm

Formula E ist Vorreiter in der Entwicklung der Technologien für morgen und wie TAG Heuer halten sie jedem Druck stand.



Einer rückt ins Rampenlicht, das er nie gesucht hat

Von Thomas Renggli und Paolo Dutto (Bild) — Triumph und Tragödie. Glück und Tränen. Hans-Ueli Rihs durchläuft die emotionalste Zeit seines Lebens und kämpft an politischer Front für Geschäft und Überzeugung. Kein Sport-Impresario ist derzeit erfolgreicher als der Zürcher Multi-Unternehmer.

Der Händedruck ist kräftig, der Empfang herzlich. Hans-Ueli «Jöggi» Rihs schreitet mit Tempo und Elan ins Konferenzzimmer der Swiss Casinos an der Zürcher Gessnerallee. Auf dem Fenstersims steht eine historische Slotmaschine, durch die Jalousien drückt die Frühlingssonne. Rihs trägt einen dunklen Sakko, ein hellblaues Hemd und Jeans. Am Revers steckt ein Pin mit dem Logo der Young Boys: «Willkommen im Haus des Spasses und der Freude», sagt Rihs und nimmt an der Stirnseite des Tisches Platz.

Der 74-jährige Unternehmer, den auch die Angestellten «Jöggi» nennen, ist momentan in politischer Mission unterwegs. Er kämpft als Mehrheitsaktionär der Swiss Casinos Holding AG für ein Ja in der Abstimmung zum neuen Geldspielgesetz. Er tut es mit Leidenschaft, Enthusiasmus und einer Dosis heiligen Zorns – obwohl er 2000 «wie die Maria zum Kind» zum Casino-Geschäft gekommen sei. Als es um die Lizenzvergabe im Grand Jeu ging, habe es einen konzessionsfähigen Bieter gebraucht. Rihs hält fest: «Ich bin kein Spieler.» An seinem Vorwärtsdrang ändert dies nichts. Dem Besucher drückt er einen vierfarbigen Flyer und eine sechzehnseitige Broschüre in die Hand und sagt: «Die Gegner sind von den illegalen ausländischen Geldspielanbietern finanziert. Wenn das Gesetz abgelehnt würde, gehen der AHV, dem Sport, der Kultur und dem Sozialwesen jährliche Beträge zwischen 150 und 200 Millionen Franken verloren.»

Rihs spricht laut und mit Überzeugungskraft. Durch seine Brillengläser funkeln die Augen kampfeslustig. Nie entsteht das Gefühl, dass da ein Mann sitzt, der seit neun Jahren die AHV bezieht – einer, der in den vergangenen Wochen alle Höhen und Tiefen des Lebens im Zeitraffer durchmachte.

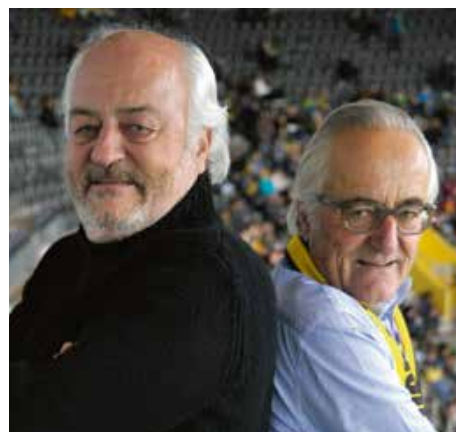
Mit dem Tod seines Bruders Andy Rihs am 18. April verlor Jöggi seinen besten Freund und wichtigsten Geschäftspartner. Der Weg zu diesem tragischen Moment war lang und schmerzhaft – für beide Brüder. Vor zwei Jahren hatte Andy Rihs, der Lebemann und Vollblutunternehmer, bemerkt, dass ihm bei den regelmässigen Radtouren mehr und mehr die Kraft verliess. Der Befund des Arztes seines Veloteams BMC gab Anlass zu grösster Sorge. Bei Rihs waren nur noch zehn Prozent der roten Blutkörperchen vorhanden. «Es war eine Katastrophe», sagt sein Bruder heute.

Die erste Diagnose lautete «myelodysplastisches Syndrom», eine Anomalie des Knochen-

marks, die eine Blutarmut verursacht. Für die erforderliche Stammzellentransplantation fanden sich in der globalen Datenbank zwei Spender. Hoffnung kam auf. Doch die Ärzte hatten sich geirrt. Rihs litt an einer aplastischen Anämie, einem Knochenmarkversagen, das im statistischen Durchschnitt bei einer Million Menschen zwei- bis dreimal vorkommt. Andy Rihs, der auf dem Velo jeden Alpenpass befahren hatte, kämpfte tapfer. Er liess sich auf eine Therapie mit Pferdeserum ein, die sein Immunsystem wieder aktivieren sollte: «Er zeigte keine Nebenwirkungen und wehrte sich gegen die Krankheit», erzählt sein Bruder. Ende 2017 musste man einsehen, dass die erhoffte Wirkung ausblieb: «Ab diesem Moment wussten wir, dass es sehr schwierig werden würde», sagt Jöggi – und rückt sich seine Brille zurecht. Andy Rihs wog schliesslich kaum mehr fünfzig Kilo. «Doch sein Kopf hat bis zuletzt funktioniert», erzählt Jöggi, «am Sechseläuten-Montag schauten wir zusammen am Fernsehen, wie der Böögg verbrannte, und lachten zusammen. Obwohl wir keine Sechseläuten-Leute sind.» Zwei Tage später schloss Andy Rihs im Kreis seiner Familie die Augen für immer. «Er konnte friedlich einschlafen», sagt sein Bruder – und kann die Tränen nur mit Mühe unterdrücken.

Soziales Engagement

Andy und Jöggi Rihs aus Küsnacht: Das war ein kongeniales Doppel mit klar verteilten Rollen. Hier der extrovertierte Andy, der spektakuläre Macher, der die Späne fliegen liess, da Jöggi, der stille Schaffer, der sich im Hintergrund hielt, aber trotzdem immer zur Stelle war. Armin Meier, der frühere Radprofi und heutige Vermarkter, erlebte die beiden zu seiner Zeit als



Kongeniales Doppel: Andy und Jöggi Rihs (r.).

Chef der Tour de Suisse: «Jöggi überliess Andy die Plattform. Aber hinter den Kulissen agierte er smart und souverän.»

Die Geschichte der Brüder Rihs hätte kein Hollywoodregisseur besser inszenieren können. Es ist die Geschichte von Aufstieg und Ruhm, von Triumph und Tragödien, von Glück und Tränen. Zusammen mit Geschäftspartner Beda Diethelm übernahm Andy 1966 von Vater Ernst Rihs die AG für Elektroakustik. Sein Bruder arbeitete zu dieser Zeit in Stuttgart für die deutsche Firma Perpedes, einen Hersteller orthopädischer Passteile für den Fuss. Andy Rihs und Diethelm sanierten die marode Fir-

«Jöggi überliess Andy die Plattform. Aber hinter den Kulissen agierte er smart und souverän.»

ma, gaben ihr den Namen Phonak und erschlossen dank modernen Technologien neue Märkte. 1975 stieg Jöggi Rihs ins Unternehmen ein – «als totaler Nobody». Doch die ungleichen Brüder und der Techniker Diethelm ergänzten sich perfekt. Die Bilanz führte das Trio mit einem Vermögen von 2 bis 2,5 Milliarden Franken unter den 300 reichsten Schweizern.

Der Erfolg der Firma Phonak basierte vor allem auf der Produktion von Hörgeräten für Kinder, ihre Bekanntheit auf der Performance des Radteams zwischen 2002 und 2006. So sehr die Brüder Rihs von unternehmerischen Zielen getrieben wurden, so stark gewichteten sie den sozialen Aspekt. So gründeten sie unter anderem die Right to hear Foundation, eine Stiftung, die schwerhörige Kinder in Drittweltländern unterstützt. «Wer schlecht hört, ist von der Gesellschaft abgeschnitten», sagt Jöggi Rihs. Ursprung der Stiftung war das Zentrum für hörbehinderte Kinder (The Rihs Early Childhood Development Centre) in Pretoria, Südafrika. Das Kapital generiert die Stiftung unter anderem durch den Verkauf von Weinen aus Stellenbosch.

«Wein» ist das Stichwort, um das Gespräch ins Restaurant «George Bar & Grill» im obersten Stockwerk des Swiss-Casino-Gebäudes im Haus Ober zu verlegen. Weil dort der Fotograf wartet, legt sich Jöggi Rihs einen YB-Schal um. Der Berner Fussballklub, während Jahren von der Konkurrenz als Verlierertruppe belächelt, zuletzt aber hoch erfolgreich und erstmals seit 32 Jahren Meister, ist das publikumswirksame Projekt der Gebrüder Rihs. Und auch dort



«Ich bin der Rekordtitelgewinner dieser Saison»: Strategie «Jörggi» Rihs.

verlief der Einstieg stufenweise. Andy liess sich 2004 durch den damaligen Präsidenten Benno Oertig von einem Engagement überzeugen, Jörggi folgte vier Jahre später. Die Bekanntschaft mit dem Stadion-CEO Stefan Niedermaier gab den Ausschlag. Die Berührungspunkte zwischen den Brüdern Rihs und dem Fussball waren zuvor eher sporadisch gewesen. «Als Bub fuhr ich mit dem Velo in den Hardturm an GC-Spiele», erinnert sich Jörggi, «Andy war eher FCZ-orientiert.» Paradoxerweise profitiert nun aber die Bundesstadt vom Input der Zürcher Seebuben. «Wir sahen bei YB auch eine unternehmerische Herausforderung. Es muss möglich sein, einen Klub in diesem Umfeld kostendeckend zu führen.»

Anfänglich war von den Rihs-Brüdern aber Aufräumarbeit gefordert – oder wie es Jörggi

ausdrückt: «Wir mussten den führunglosen Laden neu strukturieren.» Dabei realisierten sie schnell, dass sie sich auf einem schmalen Grat bewegten. Jörggi mahnte seinen Bruder zur Zurückhaltung: «Als Zürcher darfst du in Bern keine grosse Klappe haben.» Nicht immer hielt

Das Klischee, dass Menschen mit viel Geld arrogant seien, entkräftet Rihs in jeder Beziehung.

sich Andy an den brüderlichen Rat. Als im September 2016 zur Krisenkonferenz im Stade de Suisse geladen wurde, trat Andy Rihs in gelb-schwarzen Ringelsocken vor die Medien: «Peinlich», schrieb die *Basler Zeitung*. Und der *Blick* schob in grossen Buchstaben nach: «YB-Ver-

sager» und «Berner Chaostage». Just in diesem Moment bewiesen die Rihs aber ein feines Fingerspitzengefühl: Sie engagierten Christoph Spycher als neuen Sportchef und beförderten den Ausbildungschef Ernst Graf in den Verwaltungsrat. Zum CEO machten sie den deutschen Wanja Greuel. Es ist eine Mischung, die passt: «Wir sind heute hervorragend aufgestellt», sagt Jörggi Rihs.

Selber will er seinen Einfluss auf die YB-Renaissance nicht werten. Von seinen Verwaltungsratskollegen erhält er Bestnoten: «Jörggi schenkt den Mitarbeitern Vertrauen und überträgt ihnen Verantwortung. Das ist für uns alle ein schönes Gefühl», sagt Ernst Graf. Das Klischee, dass Menschen mit viel Geld oberflächlich und arrogant seien, entkräftete Rihs in jeder Beziehung.

Als Krisenmanager gefordert

Ähnlich tönt es in Rapperswil-Jona. Dort gehört Jörggi beim lokalen Eishockeyklub seit anderthalb Jahrzehnten zu den Schlüsselfiguren im wirtschaftlichen Bereich. Auch dieses Engagement entsprang eher dem Zufall. Er sei von einem Kollegen zu einem Heimspiel eingeladen worden, erzählt er. Und als er gesehen habe, mit welcher Begeisterung die jungen Fans den Spielern auf dem Eis zujubelten, habe er realisiert, welch wertvoller Integrationsfaktor der Sport sein könne. Doch auch hier war Rihs als Krisenmanager gefordert. Als der Klub vor drei Jahren in die Nationalliga B abstieg, wurden die Kompetenzen neu verteilt. Jörggi Rihs etablierte sich als kluger Stratege im Hintergrund. Er liefert die Mittel, meldet sich im Bedarfsfall zu Wort, drängt aber nicht nach vorne. Geschäftsführer Markus Bütler sagt: «Man spürt, dass es Jörggi ein grosses Anliegen war, den Standort Rapperswil-Jona fürs Eishockey zu erhalten. Er ist da, wenn man ihn braucht.»

Die sportliche Rechnung ging für Jörggi Rihs in den vergangenen Monaten mit fast schon märchenhafter Zuverlässigkeit auf: Zuerst gewannen die Rapperswil-Jona Lakers überraschend den Schweizer Cup, dann sicherten sie sich den B-Meistertitel, und schliesslich kippten sie den EHC Kloten aus der Nationalliga A. Der Höhepunkt aber folgte bei YB, wo die Meisterfestivitäten am nächsten Sonntag nahtlos in den Cup-Triumph übergehen sollen. Jörggi Rihs sagt nicht ohne Stolz: «Ich bin der Rekordtitelgewinner dieser Saison.» Er lächelt – senkt dann aber den Blick: «Es ist schade, dass Andy dies nicht mehr erleben konnte. Aber ich habe ihm versichert: «Mach dir keine Sorgen, jetzt dürfen wir uns freuen.»»

«Nach dem Spiel ist vor dem Spiel» – die abgedroschene Floskel trifft auf Unternehmer Jörggi Rihs perfekt zu. Sein jüngster Kampf gilt der Kampagne für das neue Geldspielgesetz. Und wer seine Glückssträhne zum Massstab nimmt, ist sich sicher: Die Kugel rollt aufs richtige Feld.

Mörgeli

Schattenkabinett im Medienlicht

Von Christoph Mörgeli

Die NZZ am Sonntag überschlug sich vor Begeisterung: «Schattenkabinett läuft Bundesrat den Rang ab.» Sieben einzelne Ständeräte wurden von den journalistischen Frühstücksdirektoren am Pfingstsonntag ins Riesenhafte aufgeblasen. Und den erbärmlichen sieben Bundesräten gegenübergestellt. Die genannten Standesvertreter seien schlicht genial. Bombastisch. Spektakulär. Ultrakrass. Wir sprechen von Christian Levrat (SP), Paul Rechsteiner (SP), Karin Keller-Sutter (FDP), Philipp Müller (FDP), Ruedi Noser (FDP), Konrad Graber (CVP) und Pirmin Bischof (CVP).

Sie alle bildeten eine eigentliche «Schattenregierung». Sie seien «überaus einflussreich», «prominent besetzt» und «bestens vernetzt». Und «diskret». Darum hat es gerade mal ein paar Tage gedauert, bis diese Durchschnittspolitiker das taten, was Durchschnittspolitiker immer tun: Sie drängten aus dem Schatten ins gleissende Medienlicht. Und flüsterten den Journalisten unter strengster Diskretion zu, welch unglaubliche Meisterleistungen sie in aller Stille vollbracht hätten.

Worin bestehen die Heldentaten dieser glorreichen Sieben? Sie haben eine Rentenreform gebastelt, die das Volk bachab schickte. Dann haben sie die Verfassung gebrochen und die Demokratie zerstört, indem sie die Masseneinwanderungsinitiative nicht umsetzten. Und jetzt wollen sie die gescheiterte AHV-Reform mit der gescheiterten Unternehmenssteuerreform verknüpfen. Denn minus mal minus gleich plus. Die geheime Gesellschaft der magischen Sieben spielt Bundesrätli – an Finanzminister Ueli Maurer vorbei. An der SVP vorbei. An 39 Ständeratskollegen vorbei. Dafür händchenhaltend mit Economiesuisse, Arbeitgeberverband und Gewerkschaften.

Noch kennen wir die Einheit der Materie. Das Volk muss von der Notwendigkeit einer AHV-Reform überzeugt werden. Das Volk muss von der Notwendigkeit einer Unternehmenssteuerreform überzeugt werden. Jetzt binden superschlaue Strategen zusammen, was nicht zusammengehört. Die Jahrmarktgaukler kaufen die Bürger mit Zuckerwatte. Folgen wir ihren Vorschlägen, zahlen wir ständig noch mehr. Demnächst verknüpfen diese Zauberer ihre Steuer/AHV-Vorlage auch noch mit dem Bau einer neuen Sprungchance. Oder mit einer Gratiskinderkrippe für alle. Oder mit der Abgabe einer feinen Lila-Milka – die zarteste Versuchung, seit es Schokolade gibt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Anti-Roboter Egger

Von Peter Bodenmann — Die Schweizerinnen und Schweizer trinken immer weniger Milch.



Die Familie Bregy darf wegen CVP-Nationalrat Egger keinen Milchroboter einsetzen.

Der Walliser Raclette-Käse wird mit Rohmilch produziert, die nur auf 62 Grad erhitzt werden darf. Ist er deshalb besser oder schlechter als Raclette-Käse aus pasteurisierter Milch? Die Meinungen sind geteilt. Otto und Ottilia Normalverbraucher bevorzugen Raclette-Käse aus pasteurisierter Milch. Die Walliser Raclette-Bürokraten scheiterten deshalb mit ihrem Versuch, Rohmilch-Raclette als Begriff und Produkte zu monopolisieren, kläglich. Walliser Raclette-Käse ist und bleibt deshalb ein recht erfolgreiches regionales Nischenprodukt.

Die Familie Raphaela und Herbert Bregy in Turtmann hat zusammen nicht weniger als sechs Kinder im Alter zwischen zwei und neunzehn Jahren. Sie produziert mir ihren Kühen jeden Tag 1000 Liter Biomilch. Die Schweiz braucht nicht 22 000 Milchbauern, nein, 9000 vergleichbar produktive Milchbauern können jedes Jahr locker die 3,2 Milliarden Liter Milch produzieren. Die Bregys haben für 250 000 Franken einen Super-Melkroboter angeschafft. Ohne irgendwelche Subventionen. Damit die Produktion von Biomilch noch hygienischer wird. Und Mama und Papa Bregy endlich mehr Zeit für sich und ihre sechs Kinder haben.

CVP-Nationalrat Thomas Egger ist ein notorischer Feind des technischen Fortschritts. Als Direktor der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete müsste er seit Jahren die zeitgleiche Versorgung des Berggebietes mit

dem für das autonome Fahren notwendigen 5G-Netz fordern. Als Bestandteil der Grundversorgung im Rahmen der anstehenden Konzessionsvergabe. Es fehlt dem Egger in Sachen technischem Fortschritt der digitale Druck auf der Leitung. Thomas Egger ist auch Präsident der Walliser Rohmilch-Raclette-Produzenten. Diese verbieten den Einsatz von Melkrobotern, weil die nachweislich besser kontrollierte und hygienischer Milch der Familie Bregy nicht ins Weltbild der Ewiggestrigen passt.

Die Familie Bregy darf – auch weil der Absatz des Walliser Rohmilch-Käses nicht mehr gar so rund läuft wie auch schon – deshalb ihre 350 000 Liter Biomilch nicht mehr in der Käserei in Turtmann abliefern. Dadurch erleidet sie einen Schaden von 100 000 Franken pro Jahr.

Migros und Coop müssten der Familie Bregy demonstrativ zu Hilfe eilen. Und die Biomilch zu dem Preis abnehmen, den diese bisher von der Käserei in Turtmann erhalten hat.

Noch bunter als der Anti-Roboter-Egger treiben es die Schweizer Bauernbürokraten unter ihrem Ritter Thomas: Sie behaupten im Ernst, die landwirtschaftlichen Produkte würden um 40 Prozent teurer, wenn Schweizer Bauern ihren Schweinen nicht Sojabohnen aus Brasilien verfüttern dürften. Und ihnen verboten würde, das Grundwasser mit Pestiziden zu versauen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Bentley mit Spoiler

Von Kurt W. Zimmermann — Was tut ein neuer Chefredaktor immer als Erstes? Er macht ein neues Design seines Produkts.

Als Luzi Bernet im letzten Herbst neuer Chefredaktor der *NZZ am Sonntag* wurde, da sah man es kommen. Als erste Amtshandlung würde Bernet den grafischen Auftritt seines Blatts verändern.

Ein halbes Jahr später war es soweit. Das Layout des *NZZ am Sonntag* wurde umgestaltet. «Es ist uns wichtig, optische Signale zu setzen», sagte Bernet in seinem Editorial.

Wir sind damit bei einem der ältesten, aber auch drolligsten Rituale der Medienbranche. Wenn irgendwo ein neuer Chefredaktor antritt, dann kann man sich mit Sicherheit auf eines verlassen. Er wird als Erstes die äussere Form seines Produkts verändern, also das Layout. Die innere Form hingegen, also der Inhalt, das hat noch Zeit.

Als Pascal Hollenstein publizistischer Leiter der *NZZ-Regionalmedien* wurde, bekamen die *Luzerner Zeitung* und das *St. Galler Tagblatt* 2017 umgehend ein neues Layout. Als Rudolf Matter neuer Oberchefredaktor von Radio und Fernsehen wurde, bekamen die Sendungen von «Tagesschau» bis «10 vor 10» umgehend ein neues Erscheinungsbild. Kaum war Markus Somm seinerzeit neu bei der *Basler Zeitung*, war auch die Grafik der *Basler Zeitung* neu.

Zuoberst im Impressum

Damit man nicht denkt, unser leiser Spott richte sich nur gegen aussen: Als Roger Köppel 2001 Chefredaktor der *Weltwoche* wurde, wartete er sofort mit einem neuen Layout auf.

Das Layout-Ritual sagt viel über das Berufsbild des CR aus. Wenn man als neuer Chefredaktor oder neue Chefredaktorin anfängt, stösst man bei den Journalisten auf die übliche Mischung von Hoffnung auf Neues und Misstrauen gegen Neues. Es ist darum eine langwierige Aufgabe, eine Redaktion inhaltlich neu auszurichten. Da sitzen altgediente Journalisten, die ihre altgedienten Haltungen und Themen nicht über Nacht aufgeben, nur weil zuoberst im Impressum ein neuer Name steht.

Der Neue oder die Neue möchten aber nun ganz schnell das Bein heben, wie ein Hund oder ein Fuchs, um die eigene Duftmarke abzusondern und damit das frische Territorium persönlich zu markieren.

So bleiben für den neuen Chefredaktor zur schnellen Duftmarke nur Grafik und Typografie. Er sucht sich darum einen externen Designer, um das Blatt aufzumöbeln. Am besten sucht er sich eine Fachkraft aus dem internationalen Gestaltungsolymp. Damit ist Gewähr



«Optische Signale»: Chefredaktor Bernet.

geboten, dass es bei den eigenen Heimwerkern vor Ort keinen Widerstand gegen die genialen Ideen des eingeflogenen Grossmeisters gibt.

Bei der *NZZ am Sonntag* wählten sie für ihren Redesign den kanadischen Zeitschriften-Couturier Tyler Brülé, den gefeierten Entwickler von trendigen Lifestyle-Gazetten wie *Wallpaper* und *Monocle*. Die Bedeutung von Brülé ermisst sich schon daran, dass er eigentlich Brule heisst, das Circonflexe und den Aigu auf den Buchstaben seines Nachnamens aber nachträglich zur seiner Veredelung einfügte.

Kein Kopf, ein Gürtel

Brülé renovierte die *NZZ am Sonntag* in seinem üblichen Schickimicki-Stil. Auf der Titelseite etwa prangt oben rechts nun ein grosser, weisser Fleck. Weissraum nennen Grafiker diese Idee, unbedrucktes Papier als redaktionelle Leistung zu verkaufen. Wegen des grossen, weissen Flecks da oben rutscht der Zeitungskopf weit nach unten. Er ist kein Kopf mehr sondern ein Gürtel. Zu einem Traditionshaus wie der *NZZ* passt dieser Schabernack etwa gleich gut, wie wenn ein Bentley mit einem Spoiler daherkommen würde.

Man kann davon ausgehen, dass solche Scherze im Blatt in spätestens zwei Jahren wieder verschwunden sind. Aber egal, fürs Erste hat der neue Chefredaktor seine Duftmarke gesetzt.

Zeit der Zeichen

Von Henryk M. Broder — So einfach ist es, Mut zu beweisen.

Haben Sie heute schon ein Zeichen gesetzt? Haben Sie vielleicht kalt geduscht, um Energie zu sparen? Oder gar nicht geduscht, um auf den Wassermangel in der Sahel-Zone aufmerksam zu machen? Natürlich benutzen Sie seit langem keine Plastiktüten mehr. Und wenn Sie Mehl, Nudeln, Polenta, Reis oder Zucker brauchen, gehen Sie in einen Laden, in dem diese Waren nicht bereits abgepackt in den Regalen liegen, sondern aus Säcken oder Fässern in Gläser umgefüllt werden, die Sie mitbringen müssen. Auf dem Heimweg, den Sie natürlich zu Fuss gehen, fallen Ihnen die Arme ab, aber Sie geniessen das Gefühl, ein Zeichen gegen die Vermüllung gesetzt zu haben. Bravo!



Auch in Deutschland wird das Zeichensetzen immer beliebter. Wäre Zeichensetzen eine olympische Disziplin, würden wir in Medaillen baden. Berlin vorneweg. Passierte irgendwo in der Welt ein terroristischer Anschlag, wurde das Brandenburger Tor in den Farben des Landes ausgeleuchtet, in dem es zu dem Anschlag gekommen war. Damit wollte man ein Zeichen für ein friedliches Miteinander setzen. Inzwischen wurde dieser schöne Brauch aufgegeben. Ob aus Mangel an hochkarätigen Anschlägen oder weil es zu viele wurden, ich weiss es nicht. Anderswo geht die Zeichensetzerei munter weiter.

Ein Pfarrer in Aalen im östlichen Baden-Württemberg – nicht zu verwechseln mit Ahlen in Nordrhein-Westfalen – hat am Pfingstsonntag eine Predigt gehalten, in der er eine Abgeordnete der AfD, die im Bundestag gegen «Burkas, Kopftuchmädchen, alimentierte Messermänner und sonstige Taugenichtse» gewettert hatte, heftig anging. Nach der Messe zog er sich ein Kopftuch an und stellte sich in den Kirchengang, um die Gläubigen zu verabschieden. Es gab, schrieb hinterher die Lokalzeitung, «viel Zustimmung und Dankesworte für seine mutige Stellungnahme».

Ja, so einfach ist es in Deutschland, Mut zu beweisen und «ein starkes Zeichen gegen Diskriminierung» zu setzen. Man muss sich nur mit den kopftuchtragenden Frauen solidarisieren, nicht etwa mit jenen, die gemobbt werden, weil sie kein Kopftuch tragen wollen. Und was mich angeht: Ich werde heute den ganzen Tag im Bett bleiben, um ein «starkes Zeichen» gegen das Frühaufstehen und anderen Formen sozialen Zwanges zu setzen.

Familien im Sozialparadies

Noch nie waren Mütter und Väter so frei in der Lebensgestaltung wie heute. Trotzdem baut die Politik die Hilfeleistungen für Familien munter weiter aus, gestützt auf moderne Mythen und Märchen. *Von Katharina Fontana*

Die Schweiz gibt sich seit Jahren alle Mühe, ihr Image als familienpolitisches Entwicklungsland loszuwerden. Denn, so hört man es jeden Tag: Das Land leidet unter der «schwierigen Vereinbarkeit von Beruf und Familie», und das nicht zu knapp. Ja, die «schwierige Vereinbarkeit» ist letztlich stets der Grund, wenn es irgendwo harzt: Sie ist schuld, dass Frauen Floristinnen werden und nicht Ingenieurinnen, dass Männer Ingenieure werden und gut verdienen, sie ist schuld an Beziehungsproblemen und Armutsraten und daran, dass jedes Jahr Abertausende von ausländischen Arbeitskräften in die Schweiz geholt werden müssen, um die an den Herd verbannten Schweizer Mütter zu ersetzen.

Auch der Umstand, dass es Frauen weniger in die Politik zieht als Männer, ist selbstredend auf die «schwierige Vereinbarkeit» zurückzuführen – worauf denn sonst? Und so tut die Schweiz alles, um fortschrittlich zu werden und sich so leuchtenden Vorbilder wie den Hochsteuerländern Schweden oder Frankreich anzuschliessen, wo der Staat die Familien eng umsorgt, die Kleinen von der Wiege an unter seine Fittiche nimmt und wo die Gesellschaft ja so viel glücklicher ist als hier.

Wer an dieser Politik Zweifel äussert, steht heute ziemlich allein da. Die Auffassung, dass Familienleben und die Organisation der Kinderbetreuung Privatsache seien und in der Verantwortung der Eltern lägen, gilt inzwischen als hoffnungslos rückständig oder als unerhört libertär. Es ist praktisch ausgemacht, dass der Staat gegenüber den Familien in der Pflicht steht, und zwar umfassend. Das dürfte sich in der bevorstehenden Sommersession einmal mehr bestätigen. Der Nationalrat wird entscheiden, ob der Bund sein seit 2003 betriebenes und bereits mehrmals verlängertes Impulsprogramm für Krippen, das 2019 auslaufen würde, nochmals für weitere vier Jahre fortführen und zusätzliche 130 Millionen Franken Finanzhilfen ausrichten soll.

Bei der SVP und Teilen der FDP regt sich zwar Widerstand gegen das Vorhaben, und auch der Bundesrat findet, es sei langsam genug. Er möchte das Impulsprogramm auslaufen lassen; offenbar hat sich die bürgerliche Mehrheit innerhalb der Landesregierung daran erinnert, dass Familienpolitik nicht Sache des Bundes, sondern der Kantone und vor allem der Gemeinden ist.

Doch auch wenn der Widerstand gegen den umstrittenen Kredit den familienpolitischen

Gottesdienst im Parlament etwas stören mag: Am neuen Dogma, dass Kinderbetreuung eine Staatsaufgabe sei, wird sich kaum etwas ändern. Dass es so weit gekommen ist und unter dem Titel der «Familienpolitik» seit Jahren ein massiver Sozialausbau stattfindet, hat massgeblich mit einer Reihe von modernen Mythen und Märchen zu tun, die von Lobbyorganisationen herumgeboten und von Politikern bereitwillig übernommen werden. Wer will sich schon gegen den Zeitgeist stellen?

«**Fehlende Krippenplätze**» — Es ist der Gemeinplatz, der noch immer in keiner familienpolitischen Diskussion fehlen darf. Seit 2005 eine fragwürdige Hochrechnung – gestützt auf die Wünsche von 750 befragten Eltern zur potenziellen Betreuung ihrer Kinder – die Behauptung aufstellte, dass in der Schweiz Tausende von Krippenplätzen feh-

len, gilt der Mangel an Betreuungsmöglichkeiten als unumstössliche Tatsache. Wer die Organisation der Kinderbetreuung aus eigener Erfahrung kennt, weiss hingegen, dass es sich dabei um eine Mär handelt. Anders als

Kinderhaben gilt immer mehr als Leistung, welche die Allgemeinheit bezahlen soll.

noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren gibt es heute zahlreiche offene Plätze, neue Krippen buhlen geradezu um «Neuzugänge»; man braucht sich nur die einschlägigen Onlineportale mit den vielen verfügbaren Betreuungsangeboten anzusehen. Initiative Eltern finden eine Lösung für ihr Kind – keine Mutter muss heutzutage zu Hause versauern, wenn sie das nicht will. Auch wenn die nächstgelegene Krippe an den zwei Wunschtagen



Die Eltern sollen mit Zuckerchen zum «richtigen» Lebensmodell geführt werden.

vielleicht schon besetzt ist, ist das noch kein Notstand, der eine staatliche Intervention nötig macht. Der private Markt für Kinderbetreuung spielt.

«**Abschreckend hohe Kosten**» — In der letzten Zeit ist verstärkt ein anderes Argument in den Vordergrund gerückt: Man könne den Eltern nicht zumuten, jährlich Tausende von Franken für die auswärtige Betreuung ihrer Kleinen auszugeben. Die Drittbetreuung sei derart teuer, dass zahlreiche bestens ausgebildete Frauen ihren Beruf an den Nagel hängen würden. Deshalb müsse sich die öffentliche Hand viel stärker engagieren. Diese Haltung ist auch im bürgerlichen Lager und in der Wirtschaft verbreitet. In links-grünen Hochburgen wie Bern, Basel oder Zürich werden berufstätige Eltern bei der Kinderbetreuung schon heute finanziell grosszügig unterstützt, bis weit in die Gruppe der gutgestellten Doppelverdiener hinein. Die Mitnahmeeffekte dürften beträchtlich sein.

Das Argument, dass sich ambitionierte Frauen allein wegen der Betreuungskosten von ihrer Karriere abbringen lassen, ist nicht glaubwürdig. Zwar kann es tatsächlich Konstellationen geben, bei denen vom Zweiteinkommen nach Abzug von Krippenkosten und Steuern nicht mehr sehr viel Geld übrigbleibt.

Jede Frau wird in einer solchen Situation abwägen, was sich für sie eher lohnt: der Arbeitswelt den Rücken kehren? Oder trotz gewisser Nachteile dranbleiben, um beruflich den Anschluss nicht zu verlieren und in der Pensionskasse zu bleiben? Da die Kinder bereits mit vier Jahren in den Kindergarten kommen und die Betreuungskosten ab diesem Zeitpunkt spürbar sinken, ist die Zeitspanne, während der man finanziell zurückstecken muss, nicht allzu lang. Letztlich handelt es sich für die Mutter um die Frage, ob sie in ihr berufliches Fortkommen investieren möchte oder nicht. Das ist ein persönlicher ökonomischer Entscheid, wie man ihn sonst im Leben auch immer wieder treffen muss.

«**Rückfall in die Hausfrauenrolle**» — Das neue Lieblingskind von Familienpolitikern ist der Vaterschaftsurlaub: Vier Wochen soll er dauern und von der Allgemeinheit bezahlt werden; eine entsprechende Volksinitiative kommt demnächst ins Parlament. Der bezahlte Vaterschaftsurlaub sei nötig, um die traditionellen Rollenmodelle aufzubrechen und den Frauen zu mehr Gleichstellung zu verhelfen, heisst es. Auch das ist eine Mär: Keine selbständige Frau mutiert unweigerlich zum Hausmütterchen, nur weil sie sich nach der Geburt ein paar Wochen allein um

das Neugeborene kümmert. Zudem steht es dem frischgebackenen Vater frei, Ferien zu beziehen, um seine Partnerin zu unterstützen. Der Vaterschaftsurlaub ist der unnötigste Sozialausbau, der derzeit aufs politische Tapet gebracht wird. Und er zeigt eine unglaubliche Anspruchshaltung gegenüber dem Staat: Kinderhaben gilt immer mehr als Leistung, welche die Allgemeinheit bezahlen soll. Im Ernst?

«**Chancengerechtigkeit**» — Ein besonders beliebtes Argument, um familienpolitischen Sozialausbau zu betreiben, ist schliesslich die «Gerechtigkeit»: Jedes Kind soll dieselben Chancen auf ein erfolgreiches Leben haben. Und weil Elternhäuser nun einmal unterschiedlich sind und nicht alle Kinder zu Hause gleich gut umsorgt werden, soll es auch hier der Staat richten. So wird derzeit im Parlament eine neue Vorlage für den Ausbau der frühkindlichen Erziehung ausgearbeitet, die verlangt, dass sich der Staat künftig auch um die Förderung von Kindern von null bis vier Jahren kümmert; schon die Kleinsten sollen ihr Potenzial optimal ausspielen können. Immer stärker wird auch in Richtung von obligatorischen Ganztageseschulen gedrängt, um die individuellen Unterschiede unter Eltern und Kindern – von Aufgabenhilfe über Ernährung bis zur Freizeitgestaltung – zu nivellieren. Dass die Kinder, sofern sie nicht aus eigentlichen Problemfamilien stammen, auf diese Weise besser fürs Leben gerüstet sind, darf bezweifelt werden. Klar ist jedenfalls, dass sich hier ein lukratives Tummelfeld für Erziehungsexperten, Sozialarbeiter und Bildungsfunktionäre auftut. Und das dürfte denn auch der wesentliche Treiber hinter der ganzen Sache sein.

Letztlich läuft die Familienpolitik der letzten Jahre auf eine gigantische Umerziehung hinaus, die die Eltern mit vielen Zückerchen zum «richtigen» Lebensmodell führen will. Bis anhin, so kann man sagen, zeigen sich die Mütter und Väter allerdings recht widerspenstig. Zwar sind vier Fünftel der Mütter mit Kindern unter 15 Jahren hierzulande erwerbstätig. Der grosse Teil arbeitet allerdings bloss Teilzeit. Liegt das allein an der schwierigen Vereinbarkeit, wie Gleichstellungsbeauftragte und Wirtschaftsförderer gebetsmühlenartig wiederholen? Kaum. Sondern schlicht und einfach daran, dass Mütter Zeit mit ihrem Kind verbringen möchten und sich dieses Leben nicht zuletzt dank des höheren Einkommens des vollzeitlich tätigen Mannes vielfach auch leisten können. In dieselbe Richtung weist auch die letzte grossangelegte eidgenössische Jugendbefragung von 2017. Sie hat gezeigt, dass sich die jungen Männer und Frauen ein eher traditionelles Rollenmodell wünschen mit viel familiärer Geborgenheit für den Nachwuchs.





Prinzip Haftung: Wettbewerbshüter Heinemann.

Deutsche Ideen gegen Baukartelle

Andreas Heinemann ist seit Anfang Jahr Präsident der Wettbewerbskommission. Der deutsche Wirtschaftsrechtler scheint gewillt, die Waffen gegen Absprachen ähnlich scharf einzusetzen wie sein Vorgänger. *Von Beat Gygi*

In seiner Sprache ist Andreas Heinemann präzise, gewandt, im Ton ist er zurückhaltend, eher leise, mit Bewegungen sparsam, der Blick ist konzentriert – ist das wirklich der Typ, der auf staubigen Bündner Baustellen nun für Ordnung sorgt? Das ergibt doch einen fast nicht vorstellbaren Kontrast, wenn es Heinemann als Präsident der Wettbewerbskommission (Weko) und Professor mit zwölfseitiger Publikationsliste nun mit Baumeistern aufnimmt, die ihren Alltag mit der handfesten Praxis von Baustellenorganisation, Arbeitsplanung, Betonbestellungen und allenfalls Gemeindepolitik verbringen. Aber der Kontrast ist Tatsache, nicht nur im Auftreten, sondern auch in der Auffassung darüber, wie Märkte funktionieren sollen. Dass die Wettbewerbskommission im Engadin im vergangenen Herbst eine ganze Reihe von Baufirmen gebüsst hat, weil diese laut Behörde die Bauaufträge untereinander abgesprochen hatten, hat landesweit in den Medien so viel Aufsehen erregt wie vorher kaum ein Kartellfall in der Schweiz. Die

Weko hat sogar selber die Dramatik erhöht, als sie die nüchterne Mitteilung über die Kartellbussen mit dem Titel versah: «Weko deckt im Unterengadin Submissionsabreden auf.»

Im Einklang mit der EU

«Die Weko soll sich überall beherzt einmischen, wo sie den Wettbewerb bedroht sieht», das ist Heinemanns klare Meinung. Im Gespräch erwähnt er etwa auch das Tessiner Gewerbegesetz, das nach dem Urteil des kantonalen Verwaltungsgerichts gegen die Regeln des Binnenmarkt-Wettbewerbs verstösst. Die Weko habe zwar nicht die Kompetenz, direkt zu intervenieren, beobachte aber die Tendenzen zur Einschränkung des Wettbewerbs mit Sorge. Ähnliches gilt mit Blick auf internationale Märkte. Wenn ausländische Anbieter, die nicht marktbeherrschend sind, für die hiesige Kundschaft nur über die Schweizer Website mit speziell hohen Preisen zugänglich sind, hält Heinemann dies für eine übermässige Einschrän-

kung des Wettbewerbs. Eingreifen kann die Weko nicht, aber dieses Geoblocking per Gesetz in Einklang mit der EU zu untersagen, wäre seiner Ansicht nach ein gangbarer Weg.

Der 55-jährige, in Düsseldorf geborene Heinemann hat Anfang Jahr als Nachfolger von Vincent Martenet das Weko-Präsidium im 50-Prozent-Pensum angetreten, vorher war er Vizepräsident, und es besteht der Eindruck, dass er den von der Behörde eingeschlagenen Kurs weiterführen wird. Das bedeutet, dass neben den horizontalen, also harten Kartellen auch die sogenannten vertikalen Abreden über Vertriebsgebiete und Preise mit strengem Blick beobachtet werden. In spektakulären Fällen hat die Weko vor Gericht gesiegt, so gegen den Autokonzern BMW, der seinen Händlern im europäischen Wirtschaftsraum (EWR) seinerzeit den Verkauf von Neuwagen ausserhalb des EWR, etwa in der Schweiz, verboten hatte. BMW wurde deshalb Ende 2017 vor Bundesgericht zu einer Busse von 157 Millionen Fran-

ken verurteilt. Dies gilt nun als Warnung an andere Anbieter, wobei manche Ökonomen den Kartelljuristen vorwerfen, eine derart strenge Beurteilung vertikaler Abreden könne auch etlichen sinnvollen Vertriebskanälen den Gar aus machen und damit der Wirtschaft schaden.

Heinemann ist sowohl Ökonom als auch Jurist. Wie ist er als Jugendlicher eigentlich auf diesen Weg gekommen? «Das waren die einzigen Fächer, die ich nicht in der Schule gehabt hatte», sagt er. Er habe sich aber nicht entscheiden können, welches Fach er nun studieren wolle. Da habe er sich für beide entschieden, beide parallel studiert und ein Doppelstudium in Recht und in Ökonomie abgeschlossen. Er erinnert sich: «In den achtziger Jahren waren an den Universitäten die Diskussionen über das ideale Wirtschaftssystem voll im Gange. Die marxistischen Gruppen an den Unis waren noch sehr stark, man hat sich weltanschauliche Debatten geliefert, Marktwirtschaft gegen Planwirtschaft ausgespielt und umgekehrt.» Mit einem Studium in Recht und in Ökonomie sei er in solchen Diskussionen sehr weit gekommen. Fragen zur Ordnung in Wirtschaft und Gesellschaft hätten ihn immer fasziniert, und im Ökonomiestudium habe er sich mit der Ideengeschichte, mit den ökonomischen Lehrmeinungen von der Antike bis heute, intensiv auseinandergesetzt.

Wenn die Marktwirtschaft degeneriert

Später kristallisierte sich für ihn dann aber doch heraus, dass er mehr Interesse an der Rechtswissenschaft hatte. Er wurde Wirtschaftsrechtler. Konkret ausgedrückt: Nach dem Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften in Bonn, Hagen, Genf und München erwarb er das Diplôme supérieur de droit comparé der Faculté internationale de droit comparé in Strassburg und das Diplôme international d'administration publique (DIAP) der Ecole nationale d'administration (ENA), die damals noch in Paris war. Seine Anwaltsprüfung machte er in Berlin, Doktorat und Habilitation erfolgten an der Juristischen Fakultät der Universität München, mit Auszeichnungen. Heute ist er Inhaber des Lehrstuhls für Handels-, Wirtschafts- und Europarecht an der Universität Zürich und ständiger Gastprofessor an der Universität Lausanne. Zusätzlich zur deutschen hat er in Zürich die schweizerische Staatsbürgerschaft erworben.

Die Beschäftigung mit ordnungspolitischen Grundfragen hat ihn zum Kartellrecht geführt, weil für ihn immer klar gewesen sei, dass die Marktwirtschaft das überlegene Ordnungssystem sei, aber nur, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt seien. Eine Marktwirtschaft könne rasch einmal degenerieren, die Geschichte sei voller Beispiele. So habe die Kartellwirtschaft in zahlreichen Ländern Ende des 19. Jahrhunderts zu Ungerechtigkeiten, gravierender Vermachtung der Wirtschaft geführt. «Man braucht die

richtigen Spielregeln, damit die Marktwirtschaft funktioniert, und das Kartellrecht zählt zu den wichtigen Regeln, die dafür notwendig sind», fügt er an.

An dieser Stelle wirkt Heinemann geradezu elektrisierend, denn er stellt einen Bezug her, an den heute viele gar nicht mehr denken: «Die Freiburger Schule hat den Gedanken des Kartellrechts in die europäische Entwicklung eingebracht. Wir verdanken Walter Eucken und der Freiburger Schule, dass sie diese Zusammenhänge aufgezeigt haben und dass eine Marktwirtschaft einen Schutz vor Selbstaufhebung benötigt.» Als Vorbilder und Vorden-

Waren die Volkswirtschaften früher wirklich weniger effizient?

ker hätten ihn in seiner Ausbildung primär die Vertreter der Freiburger Schule geprägt, vor allem der Ökonom Walter Eucken und der Jurist Franz Böhm.

Ist das noch zeitgemäss? Die Freiburger Schule trat ja nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland in den Vordergrund, sie wirkt aus heutiger Sicht in Wettbewerbsfragen eher streng und schematisch, sie hatte den Hang, lieber zu viel als zu wenig gegen vermutete Kungeleien zu unternehmen. Heinemann stimmt zu. Ja, der restriktiven Sichtweise müsse man sich bewusst sein, man müsse diese Ansätze auch historisch einordnen, einige seien tatsächlich an ihre Zeit gebunden gewesen. Die heutige Welt der Globalisierung, der Digitalisierung, der disruptiven Innovation hätten Eucken und Böhm natürlich nicht vorhersehen können. Von daher müsse man die Gedankengänge laufend anpassen, aber er hält auch fest: «Dass die EU ein starkes Kartellrecht hat, hängt zu einem grossen Teil mit der Freiburger Schule zusammen.»

«Killer-Applikationen» des Westens

Ist das Kartellrecht der EU für die heutige Zeit denn flexibel genug? Oft ist es doch so, dass die Zeit fast alles erledigt, irgendwann zerfällt jede Macht oder jedes Kartell. Heinemann hält dagegen, dieses Argument werde in den USA häufig vorgebracht gegen Kartellrechtsanwendungen. Aber starke Marktpositionen können jahrzehntelang dauern; in dieser Zeit trage jedes marktbeherrschende Unternehmen mehr Verantwortung als normale Firmen. Klar, Grösse sei nicht von vornherein schlecht, aber marktbeherrschende Unternehmen dürften ihre Grösse nicht missbrauchen.

Mit Blick auf das Prinzip Haftung sei die Freiburger Schule sogar weit vorausschauend gewesen, indem sie forderte, dass man in einer Marktwirtschaft Freiheit immer mit Verantwortung verbinde. Genau dort, wo dieses Prinzip verletzt worden sei, nämlich in den Sub-

prime-Hypothekengeschäften in den USA, sei dann eine grosse Krise entstanden.

Wenn es um Marktwirtschaft und Wettbewerb geht – was haben wir eigentlich von den Nachbarländern Deutschland und Frankreich zu erwarten? Heinemann kennt sich ja in beiden Ländern bestens aus, und seine Antwort lässt im Zeitalter Macrons aufhorchen: «Das sind die zwei Hauptkräfte der europäischen Einigung, die müssen sich gut verstehen, aber die Unterschiede sind enorm», meint er. Frankreich setze mehr auf den Staat, Deutschland habe die soziale Marktwirtschaft eingerichtet. Im Vertrag von Lissabon der EU sei im Grunde das deutsche Modell verankert worden, Frankreich müsse sich mehr in Richtung Markt entwickeln. Aber ist das alles so klar? Haben Firmen und Branchen in früheren Jahrzehnten nicht viel mehr auf Absprachen und Koordination gesetzt – und war nicht das Wachstum damals höher als heute? Waren die Volkswirtschaften früher wirklich weniger effizient? Nach Heinemanns Einschätzung hat der Wirtschaftshistoriker Niall Ferguson das gründlich untersucht und die Antwort klar formuliert: Zu den wichtigsten «Killer-Applikationen», die zum sensationellen Aufschwung des Westens führten, zählt Ferguson das Wettbewerbsprinzip, das habe viel dazu beigetragen, diese Länder derart voranzubringen. ○



Podium:
**«200 Mio. verfolgte Christen!
Folgen für Gesellschaft/Glaube?»**

Wallfahrt Einsiedeln, So. 27. 5. 2018
Kardinal Gerhard L. Müller, Vatikan

12.30 h Pontifikalamt Klosterkirche
15.15 h Podium Dorfzentrum «Zwei Raben»

Podiumsteilnehmer Moderation



Kardinal Müller Vatikan Bischof Gmür Bistum Basel Gerhard Pfister CVP-Präsident Antonia Moser Radio-SRF

 Kirche in Not
Aide à l'Église en Détresse
Aid to the Church in Need
ACN SCHWEIZ LIECHTENSTEIN www.kirche-in-not.ch

Von oben

Politiker versuchen, die Steuervorlage 17 an den Bürgern vorbei durch eine Verknüpfung mit der AHV durchzudrücken. Solche Tricks wären unnötig, wenn die Reform wirklich tauglich und gutschweizerisch föderalistisch ausgerichtet wäre. Es gibt ein besseres Konzept. Von Beat Gygi

Der Ständerat hat eine neue Fertigkeit entwickelt: zusammenbinden, was eigentlich nicht zusammengehört. Kürzlich hat er den indirekten Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative in die Revision des Aktienrechts gepackt, nun hat er die Steuervorlage 17 mit der AHV verbunden. Oberflächlich betrachtet, kann das sogar einleuchten: Die Steuerreform ist schon einmal an der Urne gescheitert, die AHV-Reform auch. Beide Projekte sind für die Wirtschafts- und Sozialpolitik sehr wichtig, und bei beiden drängt die Zeit. Also warum nicht sagen: «Jetzt muss man den Winkel öffnen, jetzt muss man alles zusammengenommen betrachten und entscheiden»? In der Tagespolitik in Bern ist ja der Stimmentausch – ich helfe dir in der ersten Abstimmung, du mir dafür in der zweiten – eine normale Umgangsform unter den verschiedenen Interessengruppen.

Zückerchen-Politik

Die Stimmbürger sind aber in einer anderen Lage als die Parlamentarier, die täglich Deals abschliessen. Sie haben ein gesundes Misstrauen gegenüber Paketen mit fest eingebautem Tauschgeschäft, bei dem man nicht über die wichtigen Punkte einzeln abstimmen kann. Unwillkürlich fragen sie sich, welche Nachteile die Politik ihnen mit dem fixen Verbinden unterschiedlicher Themen wohl unterjubeln will, und fühlen sich nicht ernst genommen. So liessen sich die Leute 2017 in der Abstimmung über die Altersreform 2020 durch das Zückerchen «70 Franken mehr AHV pro Monat» nicht kaufen. Bei der Steuervorlage 2017 war zuerst geplant, diese mit dem Zückerchen «Mehr Familienzulagen» zu versüssen, nun wurde das ersetzt durch die grosse Kombination Steuervorlage/AHV, und die CVP-Ständeräte Konrad Graber und Pirmin Bischof beispielsweise, die als Impulsgeber gelten, versprechen sich davon eine grosse Koalition der Zustimmung.

Bei näherem Hinsehen ist diese Verknüpfung aber voller Widersprüche. Da heisst es: Jeder Steuerfranken, der beim Staat entfällt, soll mit einem Franken an die AHV «gegenfinanziert» werden. Was bedeutet das? Dass die Steuereinnahmen eventuell schrumpfen werden, hängt damit zusammen, dass die Schweiz der EU zugesagt hat, die bevorzugte Besteuerung sogenannter Statusgesellschaften abzuschaffen, was zur Abwanderung solcher Firmen und ihrer Steuererträge führen



Ständeräte voller Widersprüche: Impulsgeber Bischof (l.) und Graber.

kann. Um das Land für Firmen attraktiv zu halten, sollen die Kantone die regulären Steuersätze senken, was ebenfalls auf die Staatseinnahmen drücken kann. Alle, die sich darüber ärgern, dass der Staat aus der Unternehmenswelt vielleicht etwas weniger Geld erhält, will man nun also dadurch besänftigen, dass mehr Geld in die AHV geschüttet wird. Das geht nicht, ohne dass die Steuerzahler und die

Das vermeintlich raffinierte Verbinden von Themen ist ein Murks.

AHV-Beitragszahler insgesamt stärker belastet werden, also werden sich viele ein zweites Mal ärgern. Etliche werden sich ein drittes Mal ärgern, wenn sie sehen, dass eine derart verstärkte Dauersubventionierung der AHV durch die Bundeskasse zu einem Hinausschieben von Reformen in der Altersvorsorge führt.

Das vermeintlich raffinierte Verbinden von Themen ist also ein Murks. Dieser wäre gar nicht nötig, wenn die Steuervorlage selber in den Grundzügen so überzeugend angelegt wäre, dass man sie dem Volk ohne Tricks nahebringen könnte. Die vorliegende Version genügt diesen Anforderungen nicht. Die Steuervorlage

17 ist, ähnlich wie die Vorgängerversion Unternehmenssteuerreform III, zu einem guten Teil von oben nach unten konstruiert worden. Das zeigt sich daran, dass der Bund sich in viele Dinge einmischt, die man gut den Kantonen überlassen könnte. So ist bei der neusten Variante des Ständeratsvorschlags vorgesehen, dass die Dividenden von gewichtigeren Aktionären in Firmen auf Kantonsebene zu mindestens 50 Prozent besteuert werden müssen, ein Teil der Kommission hätte 70 Prozent für obligatorisch erklären wollen, wie dies auch für die Bundesebene beschlossen wurde.

Warum alles vorschreiben?

Das zeigt: Es herrscht der Geist der Harmonisierung und der Entwürfe aus der Bundeszentrale. Die Bundespolitiker wollen die Steuerreform nutzen, um den Kantonen vorzuschreiben, welche speziellen Erleichterungen sie neu anwenden dürfen – wobei auch etlichen Kantonsregierungen eine Art Kartellisierung recht wäre. Der Bundesrat will zum Beispiel den vom Kanton Zürich geforderten Abzug für hohe Eigenkapitalausstattung untersagen, die Ständeratskommission denkt an Ausnahmen für Hochsteuerkantone – aber warum muss man all das überhaupt detailliert vorschreiben? Es würde viel besser zum Schweizer Modell des

föderalistischen Staatsaufbaus passen, wenn der Bund sagen würde: «Hier ist das Set der erlaubten Instrumente, wendet diese an, wie ihr es in eurem Kanton für richtig haltet!» Zum Sortiment zählen etwa die Patentbox für lizenzintensive Firmen, Abzüge für Forschung und Entwicklung oder eben die dosierte Besteuerung der Dividenden.

Besser die Steuersätze reduzieren

Der Bund müsste den Kantonen aber nicht nur den Freiraum für die Wahl der Instrumente geben, nein, er müsste sich auch geldmässig stärker zurückziehen. Heute sieht die Steuervorlage vor, dass der Bund seine Unternehmenssteuern mit voller Intensität einsammelt und dann einen Teil dieser Einnahmen an die Kantone verteilt, damit diese die Steuerausfälle besser verkraften können. Der andere Weg würde viel besser zum Föderalismus passen: Der Bund reduziert seine Steuersätze auf 8 Prozent oder weniger und entlastet damit die Unternehmen so stark, dass die Kantone dann nicht so radikal Steuern senken müssen – mit vergleichbarem Resultat, aber die Kantone hätten viel mehr Eigenverantwortung als heute, wo man auf das Geld der Berner Zentrale wartet. Die Stimmbürger würden sofort merken, dass sie auf diese Weise mehr zu sagen hätten zur Steuerpolitik in ihrem Kanton, und würden einer Steuervorlage 17, die nicht nach Berner Zentrale riecht, wohl viel eher die Zustimmung geben.

Gegendarstellung

zum Artikel «Alte Seilschaften»,
Weltwoche vom 26.04.2018, S. 34

Im Artikel wird behauptet, ich sei ein «Zitat-Fälscher» und habe als Journalist ein Zitat von Oberrichter Daniel Bussmann betreffend Regierungsrat Mario Fehr «erfunden». Dies stellt der Artikel in Zusammenhang mit «alten Seilschaften» und fehlender Unabhängigkeit zwischen mir als Journalist und meinen «Genossen» Carlos Hanimann, Reza Rafi und Michael Rüegg, die ich «bestens» kennen würde. Diese Darstellung ist falsch. Richtig ist: Ich habe ein Zitat von Oberrichter Bussmann publiziert, das mir eine ebenfalls anwesende Anwältin bestätigt hatte, das sich jedoch nachträglich als falsch herausgestellt hat. Es bestand keine Fälschungsabsicht, und ich habe das Zitat umgehend zurückgezogen und mich dafür entschuldigt. Ich kenne Reza Rafi nicht, Michael Rüegg und Carlos Hanimann nur flüchtig, so dass zwischen uns keine «alte Seilschaft» besteht.

Corstin Zander

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest.

Justiz

Schweiz in der Klemme

Weil die Schweiz das Vermögen eines Irakers gemäss Uno-Anordnung blockiert hat, wurde sie vom Gerichtshof für Menschenrechte verurteilt. Nun muss das Bundesgericht entscheiden, ob Uno-Recht vorgeht.

Nächste Woche wird sich das Bundesgericht mit einer brisanten Angelegenheit auseinandersetzen, die auch international schon für etliches Aufsehen gesorgt hat. Es geht um den Fall von Khalaf M. al-Dulimi, der als Finanzchef für die irakischen Geheimdienste unter Saddam Hussein gearbeitet haben soll und der nach dem Einmarsch in Kuwait auf eine Sanktionsliste des Uno-Sicherheitsrates gesetzt wurde. Die Schweiz liess in der Folge rund 200 Millionen Franken einfrieren, die der heute 77-jährige Iraker auf hiesigen Banken deponiert hatte.

Rüge des EGMR

2008 gelangte al-Dulimi an das Bundesgericht und machte geltend, dass er zu Unrecht auf der schwarzen Liste stehe. Die Lausanner Richter teilten ihm mit, dass sie seinen Fall inhaltlich nicht prüfen dürften: Die Irak-Resolution des Uno-Sicherheitsrates müsse strikt umgesetzt werden und belasse der Justiz keinen Spielraum. Al-Dulimi wandte sich daraufhin an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) und klagte, dass die Schweiz ihm den Zugang zu einem Gericht verwehre. Und tatsächlich: 2016 verurteilte der EGMR die Schweiz und rügte, sie habe den von der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) garantierten Rechtsschutz verletzt. Auch vom Uno-Sicherheitsrat beschlossene Sanktionen müssten gerichtlich überprüft werden.

Damit steckt die Schweiz in der Klemme. Auf der einen Seite fordert die Uno-Charta für sich den absoluten Vorrang vor allen anderen völkerrechtlichen Verpflichtungen. Auf der anderen Seite stehen die Strassburger Richter, die auf der Einhaltung der EMRK beharren und von der Schweiz erwarten, dass sie sich mit dem mächtigen Uno-Sicherheitsrat anlegt. Bei der Frage, wie die Schweiz den internationalen Normenkonflikt lösen soll, der auf ihrem Buckel ausgetragen wird, weicht der EGMR aus. Soweit bekannt, ist die Schweiz bisher das einzige Land, das in Strassburg verurteilt worden ist, weil es verpflichtende Uno-Sanktionen befolgt hat.

Die Angelegenheit ist also vertrackt. Umso interessanter wird nun sein, zu sehen, wie die Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung des Bundesgerichts kommende Woche mit dem Revisionsgesuch von al-Dulimi verfahren wird. Bekräftigen die Richter die bisherige offizielle Haltung der Schweiz, dass das Uno-

Recht vorgehe? Oder geben sie neu der EMRK den Vorzug und klären ab, ob die Vorwürfe gegenüber al-Dulimi zutreffen? Heben sie die Sanktionen gegebenenfalls auf? Dass der Fall öffentlich beraten und nicht schriftlich erledigt wird, deutet darauf hin, dass die Meinungen unter den Bundesrichtern beträchtlich auseinandergehen.

Keine Freude am Revisionsbegehren hat das in dieser Sache federführende Staatssekretariat für Wirtschaft: Dort will man nichts davon



Saddams Finanzchef: Khalaf M. al-Dulimi.

wissen, die dem Irak zugesagten Millionen an al-Dulimi freizugeben, und hat dem Bundesgericht Dokumente zukommen lassen, die offenbar die Begründetheit der Sanktionen belegen sollen.

Kann man sich darüber hinwegsetzen?

Al-Dulimis Anwalt Jean-Cédric Michel hält auf Anfrage dagegen, dass das irakische Regime derart korrupt sei, dass man solchen Angaben in keiner Weise trauen könne. Auch auf der politischen Ebene hat die Angelegenheit bereits zu reden gegeben. 2017 sagte der damalige Aussenminister Didier Burkhalter im Ständerat, man könne nicht abschätzen, wie der Uno-Sicherheitsrat reagieren würde, wenn sich die Schweiz über die angeordneten Sanktionen hinwegsetzte. *Katharina Fontana*

Falsche Freunde

Die Menschenrechte sind heute akut gefährdet. Die Linke missbraucht sie, um die private und die politische Freiheit des Einzelnen zu beschneiden. Die Liberalen schweigen.
Von Lukas Weber



Rechte nur aufgrund bestimmter Eigenschaften: Kunstaktion des Chinesen Ai Weiwei.

Die Menschenrechte zählen heute zu den am meisten missverstandenen Begriffen im politischen Wortschatz. Sie sind zu einer Waffe Linker gegen Liberale geworden, die damit die Macht des Staates vergrößern, die Freiheit des Bürgers beschränken und die Demokratie schwächen. Die Menschenrechte bezwecken aber genau das Gegenteil: Sie sollen dem Bürger weitgehende Freiheiten bringen, die Macht des Staates beschränken und die Demokratie stärken. Was ist schiefgegangen?

Die Anfänge der Menschenrechte liegen weit in der Vergangenheit, lange vor der Gründung der Uno und der Verkündung der französischen Menschenrechtserklärung. Historiker datieren sie ins 3. Jahrhundert vor

Christus. Den Begriff der Menschenwürde soll der Römer Seneca ausgedacht haben, allerdings nicht im freiheitlich-individualistischen Sinn wie im heute gängigen Verständnis, sondern als Pflichterfüllung der Bürger gegenüber dem Staat.

Leben, Freiheit und Eigentum

Den entscheidenden Impuls für die heutige Bedeutung erhielten die Menschenrechte durch das jüdisch-christliche Dogma der menschlichen Gottesebenbildlichkeit, also durch den Glauben, dass der Mensch ein Abbild Gottes sei. Die einzigartige Würde des Menschen und dessen Stellung als Herrscher über die Natur sind daraus abgeleitet. Auf diese geistige Grundlage

sind die Menschenrechte gebaut. Ohne dieses verlieren sie ihre allgemeine und zeitlose Gültigkeit.

Ein frühes Zeugnis der Menschenrechte ist die Magna Charta von 1215. Damit gewährte

Unter dem Druck politischer Korrektheit gilt die Achtung des Menschen immer weniger.

König Johann von England ein persönliches Recht auf Leben, Freiheit und Eigentum und schützte die Freien vor Rechtswillkür. Die erste moderne Formulierung der Menschenrechte finden wir in der amerikanischen Un-

abhängigkeitserklärung von 1776. Diese postulierte ein Recht auf «Leben, Freiheit und das Streben nach Glück», machte die Staatsgewalt von der Zustimmung des Volkes abhängig und ermächtigte dieses zur Änderung der Regierungsform, wenn der Staat die Rechte des Einzelnen gefährde. Bemerkenswert ist die religiöse Begründung der Menschenrechte im amerikanischen Dokument: weil «alle Menschen gleich geschaffen [und] von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind».

Die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 entwickelte die Idee der Menschenrechte weiter. Ähnlich der amerikanischen postulierte auch die französische Urkunde Menschenrechte nicht individualistisch, sondern als Ausdruck von Volksrechten und als Voraussetzung einer rechtmässigen Regierung. Demnach ist das Volk der Ursprung und die einzige legitime Sachwalterin der Staatsgewalt.

Eine weitere Quelle moderner Menschenrechte ist die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen (Uno) von 1948. Sie wurde ohne Gegenstimme, aber mit einigen Enthaltungen verabschiedet. Enthalten hatten sich die kommunistischen Länder, Saudi-Arabien und Südafrika. Die Uno-Erklärung war ein Kompromiss zwischen dem Westen, der die Menschenrechte auf politische und bürgerliche Freiheiten beschränken wollte, und der kommunistischen Sowjetunion und deren Satelliten, die wirtschaftliche und soziale Rechte betonten, welche von Linken im Westen dankbar aufgegriffen wurden. So garantiert der Uno-Menschenrechtskatalog nicht nur ein persönliches Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit, sondern auch ein Recht auf Arbeit, Ruhe und einen der Gesundheit und dem Wohlbefinden angemessenen Lebensstandard.

Rasse, Geschlecht, sexuelle Neigung

Mit den Menschenrechten setzte sich ein personaler Menschenbegriff durch, während traditionelle Gesellschaften den Einzelnen gewöhnlich der Gemeinschaft unterordnen. Erst im christlichen und später im liberalen Verständnis wurde der Mensch als vernunftbegabtes Einzelwesen angesehen, das von Gott zur Freiheit bestimmt ist und dessen Aufgabe es ist, sich als moralische Person zu verwirklichen.

Die Menschenrechte erhoben zudem das Volk zum Souverän, das heisst zur obersten Autorität im Staat, und erklärten so die Demokratie zum Normalfall unter den Staatsformen. Wenn es nichts in der Welt gibt, das wesensmässig höher steht als der Mensch – das

gilt für jeden Menschen! –, dann kann es auch niemanden geben, der von Natur aus über ein Volk herrschen soll. Deshalb werden in der Demokratie Staatsämter vom Volk verliehen und fallen nach Ablauf der Amtszeit automatisch an dieses zurück. Wo dies nicht der Fall ist, gilt der personale Menschenbegriff nicht, und Menschenrechte bleiben eine Worthülse.



Zustimmung des Volkes: amerikanische Unabhängigkeitserklärung, 1776.

Die Menschenrechte in ihrer ursprünglichen Form sind heute akut gefährdet. Eine erste Gefahr geht von der Ausdehnung auf wesensfremde Geltungsbereiche aus. Unter dem Druck politischer Korrektheit, die selbst schon die Meinungsfreiheit angreift, gilt die Achtung des Menschen immer weniger diesem an sich und auch nicht für jedermann gleich viel – sondern besonderen menschlichen Merkmalen wie etwa der Rasse, dem Geschlecht oder der sexuellen Neigung wird mehr davon zuteil. Es kommt zu Sprechvorschriften, Sonderrechten (beispielsweise Quoten) und zur Behandlung ganzer Gruppen als Opfer. Dies bedeutet einen Rückschritt in die Zeit vor den Menschenrechten, als dem Einzelnen, wenn überhaupt, Rechte nur aufgrund bestimmter Eigenschaften – der familiären Herkunft, des gesellschaftlichen Standes, des Reichtums und so weiter – zukamen. Bevorzugung aufgrund persönlicher Merkmale war genau das, was mit der Einführung der Menschenrechte einst beseitigt werden sollte.

Nicht auf den Westen beschränkt

Die Einführung wirtschaftlicher und sozialer Rechte in der Uno-Charta brachte eine Überdehnung erst des Begriffs der Menschenrechte und dann der Staatsgewalt, die diese durchsetzen sollte. Sie sind den Menschenrechten, die im Kern Freiheitsrechte sind, wesensfremd, denn Reichtum oder Teilhabe am gesellschaftlichen Leben sind graduelle, prinzipiell zufällige Qualitäten eines Menschen, nicht grundlegende wie sein personales Wesen, das schlechthin jedermann zukommt, zum Beispiel auch Minderjährigen, Behinderten oder Kranken.

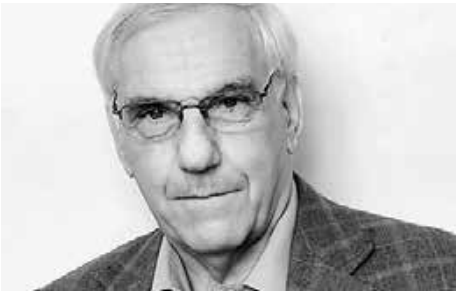
Eine zweite Gefahr für die Menschenrechte ist ihre kulturelle Relativierung. Offensichtlich – der historische Abriss der Menschenrechte zeigt es – sind Menschenrechte die Frucht einer bestimmten, die griechische und römische Antike weiterentwickelnden jüdisch-christlichen Zivilisation. Die Universalisierung der Menschenrechte soll deren Ursprung nicht beseitigen, sondern diese der ganzen Menschheit anbieten. Menschenrechte relativistisch auf die westliche Hemisphäre zu beschränken, untergräbt ihre Idee als Rechte aller Menschen und schwächt auch ihre Anerkennung im ursprünglichen Kulturkreis, dem Westen.

Dies führt zur wahrscheinlich grössten Gefahr für die Menschenrechte: die Aufgabe ihres geistigen Fundaments, der jüdisch-christlichen Zivilisation, ausgerechnet dort, wo sie einst ausgedacht und entwickelt worden sind, nämlich in Europa und den USA. Institutionen, Rechte und ihre natürliche Achtung verschwinden, sobald sich ihr spirituelles Fundament

auföst. Dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis auch die Gewohnheiten im menschlichen Umgang, der Schutz der Freiheitsrechte und die Institutionen zu deren Absicherung sich auflösen. In einer Zeit gesellschaftlicher Säkularisierung und der Aufgabe der jüdisch-christlichen Glaubensgrundlagen braucht es nicht einmal den Angriff einer fremden selbstbewussten Zivilisation, beispielsweise des Islam, um unser Rechtsempfinden und das Rechtswesen, die die Menschenrechte einst hervorgebracht haben, anzugreifen und allmählich zum Verschwinden zu bringen.

Blicken wir auf die derzeitige Gefährdung der Menschenrechte, dann entbehrt es nicht der Ironie, dass ausgerechnet jene – linken – Kräfte sich als Bewahrer der Menschenrechte ausgeben, die diese mit der von ihnen betriebenen Ausdehnung, Relativierung und Auflösung gerade schwächen. Tragisch wird es, wenn gleichzeitig jene – liberalen – Kräfte, die die ursprüngliche Definition der Menschenrechte vertreten, dazu schweigen und die Hände in den Schoss legen. An ihnen liegt es, ihre Untätigkeit zu überwinden und sich für die Menschenrechte, wie sie ursprünglich gedacht waren, mit Geist und Kraft einzusetzen, um sie vor Verfremdung, Schwächung und Zerstörung durch falsche Freunde zu schützen und so für ihr Volk und für die ganze Menschheit zu bewahren.

Lukas Weber ist freier Publizist. Er lebt in Freiburg im Üechtland.



Politik

Zurück auf den Erfolgspfad

Trotz Automatisierung und Informatik entwickelt sich die Produktivität der Wirtschaft schleppend. Regulierung und Überwachung untergraben Vertrauen und Wohlstand. Die Schweiz muss Distanz zur EU gewinnen.

Von Kurt Schiltknecht und Dorian Strolgo (Illustration)

Die langwierige Rezession, die sich nach dem Ausbruch der Bankenkrise in den Industriestaaten breitmachte, scheint endlich überwunden zu sein. Selbst Länder wie Griechenland, Portugal, Spanien oder Italien weisen wieder positive Wachstumsraten auf. Im Gegensatz zu früheren Erholungsphasen ist das Wachstum dieses Mal vor allem auf die Zunahme der Beschäftigten und nur geringfügig auf eine höhere Produktivität zurückzuführen. Diese lahmt trotz der vielen Innovationen im Bereich der Automation oder der IT allerdings schon lange. Es gibt zahlreiche Gründe, weshalb die Wirtschaft die Chancen des technologischen Fortschritts in den letzten Jahren nur unzureichend wahrgenommen hat.

Erinnerungen an die Amischen

Vor allem in Europa hat in der Wirtschaftspolitik der Einfluss innovations- und fortschrittsfeindlicher Gruppen zugenommen. Gleichzeitig finden auch die Parteien und nichtstaatlichen Organisationen, die mit Gesetzen, Regulierungen und Umverteilungen die Gesellschaft gerechter und moralischer machen wollen, immer mehr Zuspruch. Diese Gruppen erinnern in vielem an die amischen Glaubensgemeinschaften, die im 18. und 19. Jahrhundert aus Europa in den USA auswanderten und auch heute noch der Modernisierung der Gesellschaft äusserst skeptisch gegenüberstehen. So lehnen sie aufgrund ihrer religiösen Vorstellungen Elektrizität und Autos ab. Neue Produkte oder Techniken dürfen nur nach sorgfältigen, auf ihren religiösen Vorstellungen basierenden Prüfungen übernommen werden. Zur Fortschrittsfeindlichkeit passen auch die Regeln für Kleidung, Haartracht und die richtige Lebensweise.

Heute wird das museal anmutende Verhalten der Amischen belächelt, obwohl sich ihre Forderungen nicht grundsätzlich von denjenigen der Grünen, der Veganer, der Bio-Anhänger oder linker Gruppierungen unterscheiden. Auch diese wollen aus ideologischen und wissenschaftlich wenig oder gar nicht fundierten Überlegungen allen Leuten vorschreiben, wie diese ihr Leben gestalten und was sie essen sollen, wie viel Strom sie konsumieren und welche

elektrischen Geräte sie verwenden dürfen. Für die meisten ist die Gentechnologie des Teufels. Dafür wissen sie bereits heute, wie die Energie- und die Mobilität der Zukunft im Detail aussehen sollen.

Leider finden solche sektiererisch anmutenden Ideen immer mehr Eingang in die Regulierungen und Gesetze. Dies behindert die Entwicklung neuer Produkte und Technologien. Wenn die Angst vor Änderungen und Neuem zum Leitmotiv einer Gesellschaft wird, bleiben



Zerstörerische Strömung.

Fortschritt und Wohlstand auf der Strecke. Diese schmerzliche Erfahrung musste beispielsweise der Islam machen, als dessen Exponenten nach der Erfindung des Buchdrucks diesen verboten und damit die rasche Verbreitung neuer Erkenntnisse und des bestehenden Wissens verhiinderten.

Statt unsere Gesellschaft mit immer mehr Verboten und Regulierungen zu überschwemmen, sollte man, wie das früher in den erfolgreichen freiheitlichen Staaten der Fall war, sich damit begnügen, mit möglichst wenigen Vorschriften den Menschen und der Wirtschaft einen Rahmen zu geben, in dem sich jeder Einzelne, aber auch die Forschung und Wirtschaft

frei entwickeln können. Von diesem liberalen Geist ist nur noch wenig zu spüren. Europa ist innovationsfeindlich geworden. Dies zeigt die Zusammenstellung der fünfhundert grössten Unternehmungen. Nur eine der zwischen 1976 und 2007 gegründeten europäischen Firmen schaffte es auf diese Liste, hingegen sind zwanzig amerikanische aufgeführt.

Gutmenschen und Moralisten

Eine riesige Belastung für die Wirtschaft bringen auch die Versuche mit sich, die Gesellschaft mit bürokratischen Auflagen und einer riesigen Überwachungs- und Kontrollmaschinerie zu einem sogenannten moralisch einwandfreien und sozialen Verhalten zu zwingen. Die Zeiten, in denen das Wirtschaften von Vertrauen geprägt war und Geschäfte mit einem Handschlag oder einem einfachen Vertrag besiegelt werden konnten, sind vorbei. Obwohl erwiesen ist, dass Länder, in denen Vertrauen grossgeschrieben wurde, wirtschaftlich erfolgreicher waren, zählt Vertrauen immer weniger. Linke und grüne Gutmenschen und Moralisten haben es fertiggebracht, das Misstrauen als Norm in den Gesetzen und Regulierungen zu etablieren. So schreiben die Banken- und Finanzmarktregulierer implizit vor, dass alle Bankmitarbeiter und -kunden grundsätzlich als potenzielle Verbrecher zu betrachten seien. Jede grössere Zahlung muss hinterfragt und überprüft werden, ob sie nicht mit einem Korruptions-, Drogen-, Geldwäscherei-, Insider- oder Mafiageschäft in Zusammenhang stehen könnte.

Niemand, selbst langjährige Bankkunden nicht, ist von solchen Verdächtigungen ausgenommen. Die jüngste Massnahme mit Blick auf mögliche Steuerhinterzieher, Betrüger oder andere Kriminelle ist der automatische Informationsaustausch im Finanzbereich. In dieses Kapitel passen auch die Vorschläge zur Abschaffung des Bargeldes oder die Idee, alle Zahlungen über eine zentrale staatliche Stelle abzuwickeln. Die IT eröffnet immer mehr Möglichkeiten zur Kontrolle der Bürger und Wirtschaft – und eines ist sicher: Die moralisierenden Gruppen und Parteien werden sich das nicht entgehen lassen wollen.

Besonders populär sind zudem Regulierungen auf dem Arbeits- und dem Wohnungsmarkt oder den Verbrauchermärkten. Doch auch innerhalb der Wirtschaft ist das Misstrauen zur Geschäftsnorm geworden. Davon sprechen die immer dicker werdenden und bis ins letzte Detail gehenden Verträge. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb nimmt die Prozessflut immer grössere Ausmasse an. Es wäre an der Zeit, über die Wirkungen des immer dichteren Netzes von Regulierungen und Gesetzen nachzudenken und dabei auch Lehren aus der Entwicklung der sozialistisch und kommunistisch geführten Länder zu ziehen. Weil sich sozialistische oder kommunistische Ideen in der breiten Bevölkerung nicht freiwillig umsetzen lassen, herrscht in diesen Ländern Misstrauen, und mit rigorosen Vorschriften sowie einem umfassenden Kontroll- und Überwachungssystem soll der Bürger zum richtigen Verhalten erzogen werden. Der wirtschaftliche Bankrott dieser Länder zeigt, wie schädlich ein solches Gesellschaftsmodell für Fortschritt und Wohlstand ist.

Umso mehr erstaunt es, dass insbesondere Europa nichts daraus gelernt hat, sondern immer häufiger diesen Weg beschreitet. Kaum jemand will der Tatsache ins Auge sehen, dass die mit Regulierungen und Kontrollen einhergehenden riesigen Kosten letztlich von den Arbeitnehmern und Bürgern getragen werden. Je mehr Ressourcen für Kontrollen und Regulierungen verschleudert werden, desto mehr sinkt die Effizienz einer Volkswirtschaft, ein signifikanter Produktivitätsanstieg bleibt aus. Damit gibt es auch keinen Spielraum für eine Erhöhung der seit Jahren weitgehend stagnierenden Reallöhne, was den Unmut der Bevölkerung verstärkt hat.

Staatlich verordnete Lebensweise

Statt nun über Wutbürger oder Populismus zu lästern, sollte man sich wieder auf die alten Stärken besinnen und sich für eine freiheitliche und auf Vertrauen beruhende Gesellschaftsordnung einsetzen. Das heisst nicht, dass man Kriminalität oder sozialen Missständen gleichgültig gegenüberstehen soll, aber man soll die Lösung dieser Probleme nicht in einem Überwachungsstaat und einer staatlich verordneten Lebensweise sehen.

Vertrauen und Freiheit waren wichtige Elemente für den Erfolg der schweizerischen Gesellschaft und Wirtschaft. Nicht zuletzt unter dem Druck der EU und internationaler Organisationen entfernt sich die Schweiz aber immer mehr von diesem Erfolgsmodell. Wie der Rest von Europa ist auch sie in eine starke zerstörerische Strömung geraten. Die Schweiz hat nur dann eine Chance, auf den Erfolgspfad zurückzukehren, wenn sie sich von der sozialistisch inspirierten Regulierungs- und Überwachungsflut der EU freischwimmt und sich von der Idee trennt, die EU-Gesetzgebung mehr oder weniger automatisch zu übernehmen.

Armee

Fundamentale Staatsaufgabe

Rüstungsprojekte gehören nicht vors Volk.

Von Hans Rentsch

Bundesrat Guy Parmelin will die beiden Rüstungsprojekte der Luftverteidigung – neue Kampffjets und ein bodengestütztes Luftabwehrsystem – vom Volk bestätigen lassen, ohne dass dies gemäss Verfassung notwendig wäre. In den Räten sind die Meinungen dazu noch nicht gemacht. Im linken, armeekritischen Spektrum hofft man auf eine Volksmehrheit gegen das Rüstungsgeschäft, auch als Präjudiz für künftige Rüstungsgeschäfte. Die SVP unterstützt ihren Bundesrat, um auch für ihre alte Forderung nach einem Finanzreferendum einen Pflock einzuschlagen. Bei der FDP und der CVP ist die Lage undurchsichtig. Typisch ist aber die Haltung von FDP-Ständerat Joachim Eder, der eine Volksabstimmung über neue Kampffjets befürwortet, gemäss NZZ allerdings nicht aus sicherheitspolitischen, sondern aus demokratiepolitischen Gründen: Man habe das Volk 2014 über die Beschaffung des Gripen abstimmen lassen, da könne man nicht plötzlich eine Kehrtwende machen.

Modernisierung vernachlässigt

Eders waghalsige Begründung liesse sich auch umkehren: Demokratiepolitisch wäre gerade der Verzicht auf die freiwillige Unterstellung des Rüstungsgeschäfts unter das Referendum angezeigt. Zuerst zu den formalen Gründen: Wir kennen gemäss Verfassung weder ein Rüstungs- noch ein Finanzreferendum. Hier wider die Verfassungsregeln Präjudizien zu schaffen, ist demokratiepolitisch äusserst fragwürdig. Gegnern des Projekts steht jederzeit die Möglichkeit einer Volksinitiative offen, allerdings aus guten Gründen mit der Hürde des Ständemehrs. Ebenfalls zu den formalen Einwänden zählt der Hinweis auf die Gefahr, das Gleichgewicht der Institutionen – zwischen Parlament und Souverän – noch weiter in Richtung des Stimmvolks zu verschieben. Der Glaube: je mehr direkte Partizipation, desto besser für die Demokratie und für die Qualität der Politik, erscheint in einem Land, dessen Volk permanent mit Urnengängen konfrontiert ist, geradezu als eine besondere Form des politischen Extremismus.

Die materiellen Einwände wiegen ebenso schwer. Die militärische Sicherheit gehört als klassisches öffentliches Gut zu den wenigen wirklich fundamentalen Staatsaufgaben. Sie hat einen ausgesprochen langfristigen Charakter und erfordert kohärentes strategisches



Unter dauerndem plebiszitären Druck.

Denken und Entscheiden. Was der dauernde plebiszitäre Druck gegen Militärausgaben bereits angestellt hat, zeigen die Zahlen. Unser Militärbudget gehört, gemessen am Bruttoinlandprodukt, zu den niedrigsten unter vergleichbaren Ländern. Die Schweiz hat nach dem Ende des Kalten Krieges unter dem Schutzschild der Nato eine Friedensdividende in Milliardenhöhe eingestrichen, ohne zahlendes Mitglied zu sein. Die Modernisierung der grossen Rüstungsbereiche wurde derart vernachlässigt, dass jetzt allein für die Luftverteidigung eine Modernisierung von rund acht Milliarden Franken nötig ist. Dabei ist dies bereits ein nach unten angepasster Kompromiss, um die Chancen in einer Volksabstimmung zu wahren. Es ist absurd, bei jedem Rüstungsprojekt punktuelle Volksentscheide zuzulassen, welche die ganze Sicherheitsstrategie in Frage stellen. Ein Land, dessen Bevölkerung nicht mehr willens ist, für seine militärische Sicherheit die notwendigen Mittel aufzubringen, wird in der Welt nicht ernst genommen.

Hans Rentsch ist Ökonom und ehemaliger Projektleiter Agrarpolitik bei Avenir Suisse. Er schrieb die Bücher «Der befreite Bauer» und «Agrarpolitische Mythen».

Ansturm auf Europa

Der afrikanische Kontinent erlebt eine gigantische Bevölkerungsexplosion. Laut dem Afrika-Forscher Stephen Smith werden junge Afrikaner in grosser Zahl nach Europa auswandern. Die Grenzsicherung sei langfristig zum Scheitern verurteilt. Von Florian Schwab und Justin Cook (Bild)

«Demografie ist Schicksal» – das geflügelte Wort des französischen Philosophen Auguste Comte könnte als Leitsatz über dem Buch vom Stephen Smith stehen: «La ruée vers l'Europe – La jeune Afrique en route pour le Vieux Continent» («Ansturm auf Europa – das junge Afrika auf dem Weg zum alten Kontinent»). Der Autor ist seit 2006 Professor für Afrikastudien an der amerikanischen Elite-Universität Duke in North Carolina. Zuvor war er viele Jahre lang als Afrika-Experte und -Reporter für französische Medien tätig, darunter *Le Monde* und *Libération*.

Wir treffen Stephen Smith in Chapel Hill. Im Haus des Professors zeugen zahlreiche Kunstwerke von ausgedehnten Afrika-Aufenthalten. Seine Leidenschaft für den Schwarzen Kontinent entdeckte der Amerikaner vor vierzig Jahren bei der Tätigkeit für eine französische Firma im Niger.

Von Haus aus ein Kosmopolit und Freund Afrikas, macht sich Smith grosse Sorgen: Die Bevölkerung des Kontinents, argumentiert er, zählt heute 1,25 Milliarden Menschen. Davon sind 40 Prozent unter fünfzehn Jahre alt. Angesichts der hohen Geburtenrate wird sich die Zahl in den nächsten dreissig Jahren auf 2,5 Milliarden verdoppeln. Europa macht derweil die gegenteilige Entwicklung durch: Ohne Migration wird die Bevölkerung der EU von heute 510 Millionen auf 450 Millionen Mitte des Jahrhunderts sinken.

Der demografische Megatrend führt laut Stephen Smith fast unausweichlich zu einem steigenden Migrationsdruck in Richtung Europa. Er rechnet damit, dass im Jahr 2050 zwischen 150 Millionen und 200 Millionen Einwohner Europas aus Afrika stammen.

In Frankreich wird diese Prognose intensiv diskutiert. Präsident Macron zitierte Smiths These von der «demografischen Bombe» in Afrika im grossen Fernsehinterview zum Jubiläum seiner Amtseinführung. In den nächsten Monaten erscheint «La ruée vers l'Europe» in diversen anderen Sprachen, so im Herbst auf Deutsch.

Professor Smith, «La ruée vers l'Europe» wird in Frankreich grösste Aufmerksamkeit zuteil.

Ich hoffe, dass mein Werk dazu anstachelt, sich nicht nur mit der Migration auseinanderzusetzen, sondern mit den vielen Themen, die insbesondere das junge Afrika ausmachen.

Was sollte man unbedingt über den Kontinent wissen?

Wenn ich einem Freund etwas auf den Weg geben soll, der das südlich der Sahara gelegene Afrika bereisen will, dann dies: «Du reist in die Weltgegend mit der jüngsten Bevölkerung!» Und Afrika wird sich in den nächsten Jahrzehnten immer weiter verjüngen. In der heutigen Welt ist es damit einzigartig. Das ist wirklich der Schlüssel zum Verständnis Afrikas in der nahen Zukunft.

Selbst im Masstab der Weltgeschichte handelt es sich um etwas Einmaliges.

Noch 1930 war Afrika vergleichsweise dünn besiedelt und wurde dann zu dem Kontinent mit dem höchsten je gemessenen demografischen Wachstum. Das Phänomen an sich ist aber universell: Alle Gesellschaften haben im Laufe ihrer Geschichte eine solche Phase erlebt. Europa war Pionier – seine Be-

«Viele Familien gehen erpresserisch vor, um diese Zahlungen von den Auswanderern zu erhalten.»

völkerungsexplosion endete zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg.

Sie schreiben, dass die Bevölkerung Afrikas 2,5 Milliarden Menschen betragen wird im Jahr 2050. Das ist fünfmal mehr als diejenige Europas. Wie sicher sind Sie sich dieser Zahl?

Das ist eine recht sichere Sache: Die Eltern der Kinder, die im Jahr 2050 geboren werden, sind heute bereits auf der Welt. Der Schätzbereich bewegt sich zwischen 2,4 und 2,6 Milliarden.

Ihre wichtigste These lautet, dass der afrikanische Bevölkerungsdruck sich in einer massiven Auswanderung entladen wird.

Umfragen zeigen, dass 40 bis 50 Prozent der Bevölkerung südlich der Sahara die Absicht haben, auszuwandern. Es gibt Länder, in denen nehmen Jahr für Jahr 8 Prozent der Bevölkerung an der Green-Card-Lotterie teil, in der Hoffnung, eine US-Aufenthalts-genehmigung zu ergattern. Und auch die historischen Erfahrungen sprechen dafür: Die Briten, als erste industrialisierte Gesellschaft, haben sich buchstäblich über den ganzen Globus verbreitet. Europa expandierte nach Nord- und Südamerika, Australien und Südafrika. Zwischen 1850 und 1914 wanderten 60 Millionen Europäer aus, da-

von 43 Millionen in die Vereinigten Staaten. Was die kommende Auswanderung aus Afrika betrifft, gibt es kein Neuland mehr, in dem sich viele Menschen relativ ungehindert ausbreiten können.

Heute leben etwa 9 Millionen Afrikaner in Europa. Sie rechnen damit, dass diese Zahl auf 150 oder 200 Millionen im Jahr 2050 steigen wird.

Diese Schätzung beruht auf einem Vergleich mit der mexikanischen Einwanderung in die USA. Zwischen 1975 und 2010 hat sich die mexikanische Bevölkerung verdoppelt. Im gleichen Zeitraum sind zehn Millionen Mexikaner in die USA eingewandert – legal und illegal. Gemeinsam mit ihren Kindern zählen sie heute dreissig Millionen, was fast einem Zehntel der Bevölkerung entspricht. Schon heute gibt es rund 150 Millionen Afrikaner, die sich die Reise nach Europa wirtschaftlich leisten könnten. Bis ins Jahr 2050 wird sich diese Zahl vervielfachen.

Wäre eine solche Entwicklung im Interesse Afrikas?

Es wird oft behauptet, dass die Auswanderung Afrika hilft. Das sehe ich nicht so. Ich hoffe, dass die afrikanischen Regierungen irgendwann verstehen werden, dass es für ihre Länder nicht gut ist, diejenigen zu verlieren, die etwas aus ihrem Leben machen wollen und können. Auch aus demokratiepolitischen Überlegungen: Das Bevölkerungssegment, das am ehesten auswandert, ist wirtschaftlich so aufgestellt, dass es sich Gedanken um die politische Zukunft machen kann. Anders als die grosse Mehrheit, die im Tunnelblick des täglichen Überlebens gefangen ist. Man stelle sich vor, was alles Positives entstehen würde, wenn die Leute die Energie, die sie in die Auswanderung stecken, in das Voranbringen ihres Landes investieren würden.

Immerhin überweisen die Auswanderer viel Geld in ihre Heimatländer.

Das ist eine Rente ohne jegliche Gegenleistung. Viele Familien gehen erpresserisch vor, um diese Zahlungen zu erhalten. So gibt es Eltern, die ihren Sohn mit einer Frau aus dem Dorf verheiraten, bloss um sicherzustellen, dass das Geld fliesst. So ruiniert man das Leben des Migrantens, weil ihm die Mittel zur Integration fehlen. Solche Zuwendungen sind letztlich eine Art Fluch, genauso wie die Renten aus den Rohstoffen und der Entwicklungshilfe.



«Die jungen Afrikaner möchten Teil der Moderne werden»: Wissenschaftler Smith.

Bei einer Wirtschaftsstruktur, die zum Grossteil auf Renten von aussen vertraut: Wie soll sich eine afrikanische Wirtschaft entwickeln, die der jungen Generation genügend Chancen eröffnet?

Die Länder, beispielsweise in Asien, die ihre Bevölkerung erfolgreich aus der Armut befreit haben, schafften es bestimmt nicht dank solchen Geldern. Aus dem gleichen Grund ist auch die neue Migrationsrente, wie ich sie nenne, problematisch, welche afrikanische Regierungen erhalten, wenn sie im Gegenzug die Auswanderung eindämmen.

Sprechen wir über die europäische Perspektive: Einige Organisationen und Regierungen möchten die demografischen Probleme des alten Kontinents lösen, indem sie ihn einfach mit dem «jungen Afrika» verschmelzen.

Das ist *pensée sauvage*: Man denkt in einfachen Metaphern und landet in der Welt der Mythen. Man ersetzt einen Deutschen nicht einfach durch einen Afrikaner oder umgekehrt, wie ein Zahnrad in einem Motor. Immigration ist eine Form von Sozialarbeit: Sie muss sowohl vom Immigranten als auch von der Gesellschaft, die ihn empfängt, geleistet werden.

Momentan wird die Auswanderung über das Mittelmeer hauptsächlich durch karitative Organisationen (Nichtregierungsorganisationen, NGOs) befördert.

Meist geschieht dies in bester Absicht. Aber die Konsequenzen werden nicht bedacht. Heute genügt es, ein Handy und die Nummer einer Hilfsorganisation zu haben. Egal, wie seeuntauglich das Boot ist, sobald der Notruf abgesetzt ist, setzen sich die Helfer in Bewegung. Bei den Migranten entsteht der Eindruck, dass sich immer jemand um sie kümmern wird. Aber sie werden einfach an der italienischen Küste abgesetzt. Die NGOs waschen ihre Hände in Unschuld und überlassen den Rest, der viel schwieriger ist, Europa. Das ähnelt doch sehr stark einer narzisstischen Wohlfühltherapie für die Retter.

Im Durchschnitt der letzten zehn Jahre kamen jährlich rund 200 000 Afrikaner nach Europa. Damit sind wir weit von den Zahlen entfernt, welche Ihrem Szenario zugrunde liegen.

Wir sind noch nicht in der Krise, die ich ankündige. Die Voraussetzungen dafür, dass sich die grosse Masse in Bewegung setzt, sind noch nicht gegeben. Je nach Ursprungsland braucht man ein Startkapital von etwa 2000 Euro für die lange Reise. Überwiegend sind es nicht die ganz Armen, die fliehen, sondern es ist die entstehende afrikanische Mittelklasse, die auf ein besseres Leben in Europa setzt.

Welches ist der wichtigste Treiber für die Auswanderungsgelüste junger Afrikaner?

Mein Forscherkollege an der Duke-Universität, der Anthropologe Charles Piot, führt ein interessantes Experiment durch: Er bietet jungen Afrikanern ein Motorrad an, wenn sie sich verpflichten, in ihrem Dorf zu bleiben und den Eltern in der Landwirtschaft zu helfen. Die meisten schlagen das Angebot aus. Sie möchten ein Teil der Moderne werden, mit der Zeit gehen, Abenteuer erleben.

Also das moderne Leben erfahren, das sie aus dem Fernsehen kennen?

Ja, wobei das ein Trugschluss ist. Wer in die USA kommt im Glauben, das Land aus Hollywoodfilmen zu kennen, wird böse überrascht werden. Meine Forschung zeigt, dass viele Migranten nach ein paar Jahren eine sehr gemischte Bilanz ziehen. Ja, sie haben mehr Geld zur Verfügung. Aber leben sie besser? Nicht unbedingt. Diese Vorstellung, dass man im Paradies sei, wenn man erst einmal an einer europäischen Küste strandet, ist das Spiegelbild des Horrorbildes von Afrika als einer Hölle.

Wie reagieren die Migranten, wenn sich ihre Vorstellungen nicht erfüllen?

Sie gehen nicht zurück. Die Rückkehr mit leeren Händen wäre eine soziale Schande. Das gilt auch für die afrikanische Binnenmigration. Die meisten Afrikaner, die vom Land in die Städte auswandern, bleiben in der Regel dort. Obwohl die Grosstädte zu zwei Dritteln aus Slums bestehen.

Aggressionen sind nicht zu befürchten?

Es gibt wenige Anzeichen dafür. Sogar in überfüllten Mega-Citys wie Lagos, wo mehr als 20 Millionen Menschen leben, werden die Migranten nicht rebellisch. Problematisch wird es höchstens, wenn sie sich zur Rückkehr aufs Land gezwungen sehen. Die grausamen Bürgerkriege in Liberia oder Sierra Leone gingen von gescheiterten Binnenmigranten aus. Im europäischen Kontext könnte es in den früheren Kolonialmächten heikel werden, wo die Vergangenheit Ressentiments nährt.

Was könnte Europa unternehmen, damit Afrika sein Potenzial besser ausschöpft und Ihr Szenario sich nicht bewahrheitet?

Am dringendsten wäre es, dass sowohl Afrika als auch Europa anerkennen, dass es diesen Migrationsdruck gibt und dass er ein gemeinsames Problem darstellt. Man sollte die Grenzen öffnen, aber kontrolliert. Warum nicht über eine zeitlich begrenzte Migration nachdenken: Eine gewisse Zahl Afrikaner kann jedes Jahr einwandern, muss aber nach zwei, drei oder fünf Jahren wieder zurück? Langfristig muss die Frage der Geburtenrate in Afrika besprochen werden. Das ist aber ein kulturell sensibles Thema. Es braucht auf jeden Fall sowohl eine



«Man wird gehört»: Flüchtlinge im Mittelmeer.

europäische Debatte als auch einen Dialog zwischen Europa und Afrika.

Wie zuversichtlich sind Sie?

Die Reaktionen auf mein Buch stimmen mich recht optimistisch. Anders als vor zehn Jahren ist es heute möglich, Probleme anzusprechen. Wenn dies in einem Ton geschieht, der nicht verletzt, wird man auch gehört. Und es ist jetzt wirklich höchste Zeit, diese Debatte in Gang zu bringen. Sonst schwan-

«Eine Demokratie sollte sich darüber einigen, wie viel Einwanderung sie zulässt.»

ken wir beständig zwischen den untauglichen Lösungen einer grenzenlosen Willkommenskultur und der Festung Europa.

Die grenzenlose Willkommenskultur bezeichnen Sie mit dem Begriff «Eurafrika».

Ja, und mein Buch räumt mit diesem überidealistischen Szenario auf. Die Kumbaya-Vision ist zum Scheitern verurteilt. Ich will Migration aus Afrika, aber im Bewusstsein, dass es einen harten Einsatz erfordert. Einfach alle kommen zu lassen, das funktioniert nicht.

Könnte denn die «Festung Europa» funktionieren, also das Fernhalten der Migranten mit staatlicher Gewalt?

Im Moment funktioniert die Festung Europa relativ gut. Aber nicht, weil wir das Mittelmeer absperren, sondern, weil wir der Türkei, Niger oder Libyen Geld dafür geben, dass sie keinen herauslassen. Autoritäre Regierungen oder Warlords zu bezahlen, ist aber ethisch fragwürdig und über längere Zeiträume – immerhin sprechen wir vom

Jahr 2050 – in der zu erwartenden Größenordnung auch nicht praktikabel.

Ist es technisch unmöglich, das Mittelmeer abzuriegeln?

Ich denke, ja. Europa hat sehr ausgedehnte Küsten. An den spanischen Enklaven Melilla und Ceuta sieht man, dass die Leute manchmal jahrelang ausharren und immer wieder einen Durchbruchversuch unternehmen. Die Mittel, um sie zurückzuhalten, eskalieren, und damit begibt man sich ethisch in trübe Gewässer. Solche Machtanwendung des Starken gegen den Schwachen ist eine gefährliche Sache. Sollte es zu dem von mir vorhergesagten Ansturm auf Europa kommen, wären die Zahlen so gewaltig, dass niemand militärische Optionen verantworten kann.

Trauen Sie der EU eine konzertierte Lösung zu? Sie scheint schon mit dem heutigen Ausmass überfordert.

Den europäischen Kontinent gibt es auch im Jahr 2050 noch. Was die EU betrifft, bin ich mir nicht so sicher.

Gerade beim Thema Migration tun sich gewaltige Gräben innerhalb der Union auf. Der Osten will weiss und katholisch bleiben, Deutschland hat sich jetzt auf das gegenteilige Experiment eingelassen.

Eine Demokratie sollte sich darüber einigen, wie viel Einwanderung sie zulassen möchte. Die Grenzöffnung von Bundeskanzlerin Angela Merkel ist sehr schlecht herausgekommen, sowohl für sie persönlich als auch für die EU: Was ist das für ein Europa, in dem eine Entscheidung über die gemeinsame Zukunft ohne Abstimmung getroffen wird?

Für viele Europäer ist die Vorstellung eines zunehmend afrikanischen Europa ein Schreckgespenst.

Meine Mutter war Deutsche, meine Frau ist Französin, ich bin Amerikaner und seit 40 Jahren in Afrika tätig. Mit solchen Identitätsängsten habe ich Mühe. Vor zwei Generationen sah Europa ganz anders aus als heute. Nehmen Sie London: Heute besteht die Hälfte der Bevölkerung in der britischen Hauptstadt aus Einwanderern erster oder zweiter Generation. Es ist nicht mehr dasselbe London, aber es ist immer noch London.

Der französische Philosoph Alain Finkielkraut sagt: «Wenn Stephen Smith mit seinen Prognosen recht behält, dann ist Europa nicht mehr Europa.»

Alain Finkielkraut ist ein hochanständiger Mensch. Er fing als Sohn armer russischer Einwanderer in Paris an. Ich habe mit ihm über mein Buch gesprochen und spürte seine Traurigkeit. Er fühlt sich, als würde ihm jemand die Seele aus dem Leib reißen. Das hat mich berührt. Aber für mich ist Identität kein Endprodukt, sondern unterliegt einer ständigen Erneuerung. ○

Russland, Sowjetunion und zurück

Von Hansrudolf Kamer — Geschichte ist Politik. Historiker ringen um die Bedeutung der beiden russischen Revolutionen 1917, und Karl Marx erlebt in China eine neue Blüte. Eine Rückkehr ins 20. Jahrhundert?



ben ist. Russische Geschichte und vor allem der Rote Oktober waren seine Berufung. Darüber hinaus war er einer der Geburtshelfer bei der Neuorientierung der amerikanischen Sowjetpolitik unter Präsident Reagan.

Seine Überzeugung, dass die Sowjetunion zerfallen könnte, gründete in einem eigenwilligen, aber umfassenden Verständnis der russischen Geschichte. Für ihn war der Umsturz in Sankt Petersburg das wichtigste Ereignis des 20. Jahrhunderts – ohne ihn keine Naziherrschaft in Deutschland, kein Zweiter Weltkrieg, kein Dekolonisierung, kein Kalter Krieg. So beschrieb er seine historische Weltsicht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg segelte die amerikanische Strategie unter der Flagge des *Containments* (Eindämmung). Die Benennung ging auf George Kennan zurück, der Moskau aus eigener Anschauung kannte und als Chef des neuen politischen Planungsstabes 1947 diese Politik in einem Artikel der Zeitschrift *Foreign Affairs* vorstellte.

Ziel war es, sowjetische Expansionsbestrebungen mit ausreichendem Gegenruck zu verhindern, nicht aber Rollback in Osteuropa zu betreiben, wie dies einige Konservative forderten. Kennan deutete aus, was Präsident Truman kurz vorher als seine Doktrin verkündet hatte.

Richard Pipes war nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen mit seinen Eltern aus Polen geflohen und über Italien nach Amerika gelangt. Seine ganze Laufbahn als Historiker verbrachte er an der Universität Harvard. Von 1981 bis 1983 war er im Stab des Nationalen Sicherheitsrates in Washington als Direktor für osteuropäische und sowjetische Angelegenheiten tätig – länger konnte er nicht bleiben, weil er sonst seine Professur an der Universität verloren hätte.

Geprägt von seinen Erfahrungen, war Pipes grundsätzlich gegen die Entspannungspolitik, die von Nixon, dann Ford und Kissinger inszeniert wurde. Sein Antrieb war kompromissloser Widerstand gegen den Totalitarismus. Ein Revisionismus, der Lenin und mit

ihm die Idee der bolschewistischen Revolution vom Terror des späteren Stalinismus trennte, war für ihn nur Propaganda.

Der Totalitarismus gründete in Lenin und der Revolution selber. Für Pipes war sie ein Staatsstreich, keine Massenerhebung. Die Tscheka, die sowjetische Gestapo, wurde unter Lenin gegründet. Sämtliche Hoffnungen auf eine demokratische Entwicklung waren schnell abgewürgt. Recht modern mit Blick auf Putin wirkt die Argumentation, Russland habe eine patrimoniale Tradition, die verhindere, dass eine Demokratie Wurzeln schlagen könne. Den Ähnlichkeiten zwischen Zarismus und Bolschewismus spürte Pipes nach.

Der streitbare Professor scheute keine Kontroverse, er war «umstritten». Vom auch nicht handzahmen Patrioten und Moralisten Alexander Solschenizyn stammt das schöne Wort, die russische Geschichte in der Version von Pipes zu lesen, sei wie der Versuch, einem Wolf zuzuhören, der Cello spielt.

Wolf war er nicht, aber Realist mit ausgeprägtem Sinn für das Spiel der Mächte. Sein Anliegen war, die verbrecherische Geschichte der Sowjets aufzudecken. In den siebziger Jahren begann Pipes, den demokratischen Senator Henry Jackson in Fragen der Rüstungskontrolle und der Sowjetpolitik zu be-

raten. Beide glaubten, Nixons und Kissingers Strategie sei das Rezept für eine Niederlage. Es brauche amerikanische militärische Ausrüstung, nicht Abrüstung.

Man debattierte ohne Scheuklappen. Der damalige CIA-Direktor hiess George H. W. Bush, der spätere Nachfolger Reagans als Präsident. Bush unterzog die gegensätzlichen Positionen einem Härte-test – die berühmte Einberufung des «Team B», das die Einschätzungen der CIA über die Sowjetunion unabhängig überprüfen sollte. «Team B», von Pipes geleitet, kam zum Schluss, der Nachrichtendienst unterschätze die sowjetischen Kapazitäten dramatisch.

Kräfte des Wandels

In der Zeitschrift *Commentary* publizierte Pipes einen Essay unter dem Titel «Why the Soviet Union Thinks It Could Fight and Win a Nuclear War». Der Aufschrei drang bis nach Europa. Zurück in Harvard, schrieb er 1984, ein Jahr vor Gorbatschow, in der Sowjetunion seien Kräfte des Wandels zu sehen, die bald einmal unwiderstehlich würden. Der Westen könne mit einer Kombination von aktivem Widerstand gegen sowjetischen Expansionismus und der Verweigerung von Wirtschaftshilfe diese Kräfte unterstützen.

Das kam zum Tragen – in Polen, Afghanistan, Angola, Zentralamerika und Südostasien. In einem Nachruf des *Wall Street Journal* steht zu lesen, Richard Pipes sei in der Weltpolitik «a thinking man's realist» gewesen. Auch nach 9/11 meinte er offen, weder Russland noch die meisten Länder des Mittleren Ostens liessen sich demokratisieren. Nur nüchterne Kenntnis der Geschichte führt zu einem solchen Urteil.



Wie der Versuch, einem Wolf zuzuhören, der Cello spielt: Politik-Geburtshelfer Pipes.



«Die Franzosen, und nur sie, haben mich gemacht»: Präsident Macron.

Duft der Blumen

Fünfzig Jahre Mai 68 und ein Jahr Macron: Frankreich schwärmt von seiner letzten Revolution und serviert seinem Präsidenten ein Remake aus Streiks und Demonstrationen. Emmanuel Macron tritt in immer neuen Rollen auf und stilisiert sich zum Helden eines Romans, den das Volk schreibt. Von Jürg Altwegg

Wie eine Blume riecht, hat Emmanuel Macron aus den Büchern gelernt, bei den Schriftstellern: «Meine früheste Beziehung zur Literatur bestand darin, dass sie mir Dinge vermittelte, die ich noch gar nicht kannte. Bevor ich ihn selber einatmete, habe ich den Duft der Blumen bei Colette und Jean Giono eingesogen.» Die erstaunliche Bemerkung scheint jene Beobachter zu bestätigen, die ihn für ein Hors-sol-Gewächs halten, einen Politiker ohne Wurzeln – und, wer weiss, auch ohne Werte? Macron war bekanntlich Geschäftsbanker bei Rothschild, bevor er im Sturm und ohne Partei ins Elysée gewählt wurde, in Frankreich die ideologische Landschaft mit ihrem seit 200 Jahren herrschenden Linksrechts-Schema als Koordinatensystem in Trümmer aufgehen liess und die Grande Nation auf die Bühne der Weltpolitik zurückführte.

Der Kult mit der Literatur gehört zum Ritual der Fünften Republik, Macron huldigt ihm mit einem Interview zum Jahrestag seiner Wahl in der traditionsreichsten aller Literaturzeitschriften, der *Nouvelle Revue française* (NRF). Nur nebenbei geht es um den diplomatischen

Nutzen: «Im Gespräch mit Putin erzeugen Kunst, Musik, Literatur, die Geschichte ein starkes Echo.» Angela Merkel sei «eher wissenschaftlich als literarisch» gestrickt.

Mit Trump und Putin verkehrt er auf Augenhöhe, grosse Erfolge konnte er indes nicht verbuchen. Radikal fällt der Bruch mit der Interventionsbereitschaft seiner Vorgänger im Namen der Menschenrechte und der Demokratie aus. Weltweit wird Macron als Leader Europas wahrgenommen, doch innerhalb der EU behindern Angela Merkels Vorbehalte und Schwächen seine kühnen Projekte.

Radikale Bildungsreform

In Paris begann der Reigen der Reformen mit einem Gesetz zur Moralisierung des öffentlichen Lebens. Beim neuen Wahlsystem – eine Prise Proporz, 30 Prozent weniger Abgeordnete, Beschränkung der Ämter und Amtszeiten – spielt die kleine Kammer auf Zeit: Im Senat hat Macron keine Mehrheit.

Sein Gesellenstück bleibt die Reform des französischen Arbeitsrechts. Das Gesetz zur

Einwanderung wurde von der Rechten als «kriminell» (Le Pen), von den Linken als «unmenschlich» bekämpft – die skeptischen Abgeordneten der eigenen Partei «La République en marche!» (LRM) brachte der Fraktionschef mit Drohungen auf Kurs.

Umgesetzt hat Emmanuel Macron die radikale Reform des Bildungswesens: zurück zu den Grundlagen. Kopfrechnen, Lesen und Schreiben, Auswendiglernen sind angesagt, möglichst mit einem täglichen Diktat. Die Gender-Übungen, bei denen Buben in Mädchenkleider gesteckt wurden, und das neue «ABCD der Gleichheit» sind passé. Handyverbote werden ausgesprochen, Uniformen erwogen. In den Problemvierteln wurden die schwierigen Klassen halbiert. Die Matur wird umgebaut und aufgewertet, der Ansturm auf die Universitäten wurde von den Sozialisten gesteuert: per Losentscheid. Bei 80 Prozent Maturanden in jedem Jahrgang setzt die Förderung der Berufslehren geradezu eine Kulturrevolution voraus. Bildungsminister Jean-Michel Blanquer ist der heimliche Star in Macrons Kabinett.

Die staatliche Verschuldung kommt dank der guten Konjunktur unter die 3 Prozent, die der Maastricht-Vertrag als Grenze vorsah. Doch wirkliche Sparmassnahmen sind nicht erfolgt. Für Kapitalerträge wurde eine Flatrate (30 Prozent) eingeführt, die Reichensteuer abgeschafft – jetzt soll auch noch die «Exit Tax», ein Instrument zur Vermeidung von Steuerflucht, fallen. Für 78 Prozent der Wähler sind es die falschen Massnahmen, Macron wird als «Präsident der Reichen und Superreichen» (François Hollande) wahrgenommen. Für die grosse Mehrheit hat sich die finanzielle Lage verschlechtert: um einen Betrag von 20 bis 50 Euro – auf der Basis eines Einkommens von 1200 Euro. Die Regierung vertröstet auf den Herbst. Dann wird die Wohnsteuer fällig, die in einem ersten Schritt um 30 Prozent gesenkt und später abgeschafft wird.

Die Demonstrationen am 1. Mai waren zerstörerisch wie schon lange nicht mehr.

Durchgezogen wird die von Hollande eingeleitete Umstellung zur Quellenbesteuerung. Dank ihr werden die Arbeitgeber in die finanziellen Verhältnisse ihrer Angestellten eingeweiht. Nicht im Wahlprogramm angekündigt war die generelle Geschwindigkeitsbeschränkung auf 80 Stundenkilometer (bisher: 100), der Premierminister will damit 400 Menschen retten. Fazit: Auch der neuen, «aufgeklärten» Regierung, die den Preis für Zigaretten und Benzin erhöht hat, ist die Vorstellung von Volkserziehung und Bevormundung nicht ganz fremd.

In vielen Fernsehinterviews hat Emmanuel Macron seine Politik erklärt: Mal sprach er zu den Rentnern, danach inszenierte er einen zweieinhalbstündigen Schlagabtausch mit zwei Journalisten, wie ihn die Fünfte Republik noch nie gesehen hat. Der Präsident gewann nach Punkten. Auch in Cannes war er zu sehen: auf der Leinwand, in einem Film von Daniel Cohn-Bendit über den Mai 68. Damals war Macron noch gar nicht auf der Welt. Aber damals begann der Niedergang von Gaullismus und Kommunismus, der die Voraussetzungen für Macrons Triumph und Big Bang schuf. Es war die letzte Revolution in der durch all die Ereignisse 1789 ausgelösten Kettenreaktion, fast mehr noch eine Simulation und ein historisches Ritual.

Macron hatte mit dem Gedanken gespielt, den Mai 68 auf die Agenda des nationalen Erinnerns zu setzen – jetzt erlebt er ihn als Remake. Die Demonstrationen am 1. Mai waren zerstörerisch wie schon lange nicht mehr. Universitäten wurden besetzt und von der Polizei geräumt. Der Bahnstreik wurde durchgeführt wie die historische Schienenschlacht des antifaschistischen Widerstands im Krieg. Bürger, die in den Alpen Flüchtlingen das Leben zu retten ver-

suchten, wurden ins Gefängnis gesteckt. Selbst die Universität Science Po in Paris musste vorübergehend geschlossen werden: «Wir wollen nicht wie Macron werden», erklärte die militante Avantgarde der zukünftigen Elite.

Zum zweifachen Jahrestag sind viele Bücher erschienen. Der Fokus der Politologen richtet sich inzwischen auf Machiavelli, über den Macron promoviert, und Saint-Simon, der die Theologen des Ancien Régime durch Wissenschaftler ersetzen und einen neuen Glauben einführen wollte, die «industrielle Religion». Macron, befindet Brice Couturier, Autor des Buchs «Macron, un président philosophe», glaube wie Saint-Simon «an die Regierung der Experten und die Meritokratie», die Belohnung für wirkliche Verdienste.

«Die Geschichte wird wieder tragisch»

In der NRF erwähnt Macron sein Studium der Philosophie. Er will mit der «Beliebigkeit der Postmoderne» aufräumen, ihren «Zynismus und Nihilismus» überwinden: «Geprägt aber hat mich die Literatur.» Macron setzt auf ihre Sinnstiftung und verklärt sich zum Helden eines Romans, den das Volk schreibt: «Die Franzosen sind unglücklich, wenn sich die Politik auf ihre pragmatische Ausübung beschränkt. Sie wollen eine Geschichte. Ich bin der beste Beweis dafür.» Nicht das politische System habe ihn hervorgebracht, sondern das Bedürfnis nach Literatur: «Ich bin das Resultat der französischen Liebe zum Romanhaften. Die Franzosen, und nur sie, haben mich gemacht.»

Macrons Politikverständnis und sein historisches Bewusstsein werden im Gespräch mit der Literaturzeitschrift fassbarer denn je: «Was mich optimistisch stimmt, ist die Tatsache, dass die Geschichte wieder tragisch wird. Europa wird nicht mehr wie seit dem Zweiten Weltkrieg unter Schutz stehen. Für diesen Kontinent von Kleinbürgern, die sich im materiellen Wohlstand von der Geschichte verschont fühlten, beginnt ein neues Abenteuer, in das die Tragödie zurückkehren wird. Und in dem die Literatur nicht fehlen darf.»

Vor einem Jahr bescherte diese Geschichte den Franzosen einen jungen, politisch unerfahrenen romantischen Helden, der an Napoleon und de Gaulle, dem Helden des Zweiten Weltkriegs, gemessen wird. Im Mai 2018 bekommt er erstmals Gegenwind zu spüren. Allzu ernst kann man den breiten Widerstand trotz allem Unbehagen in der Gesellschaft nicht nehmen. Er hat den Anschein eines leeren Rituals. Vor fünfzig Jahren ging die Revolte, deren Folgeschäden in der Schule Jean-Michel Blanquer zu reparieren versucht, noch vor den Sommerferien mit einer Massendemonstration der Bürger für Ruhe und Ordnung zu Ende. Ein Jahr danach machte das gleiche Volk de Gaulle zum tragischen Helden und schickte ihn in die Wüste. Seine Memoiren sind ein literarisches Meisterwerk. ○



Inside Washington

Farewell Faith

Faith Whittlesey, Hüterin der Schweiz-Amerikanischen Beziehungen, starb 79-jährig.



Faith Whittlesey.

Diplomatin, Pionierin, Mentorin und Freundin – Botschafterin Faith Ryan Whittlesey ist am Montagmorgen im Kreis ihrer Familie in Washington DC sanft entschlafen. Die American Swiss Foundati-

on, welcher Whittlesey als Vorsitzende während Jahren vorgestanden hat, lobt sie als «Grande Dame der schweizerisch-amerikanischen Beziehungen». Whittlesey amtierte unter Ronald Reagan zweimal als US-Botschafterin in Bern. Auch danach blieb sie eine leidenschaftliche Fürsprecherin für die Schweiz – selbst in dunkleren Stunden.

Ich habe Faith 2014 zum ersten Mal getroffen, als ich in Zürich an einer Young-Leader's-Konferenz teilnahm. Faith hatte diese vor 28 Jahren ins Leben gerufen, um die Bande unserer zwei Schwesterrepubliken enger zu schnüren. Erschöpft von meinem Nachtflug aus New York, schwänzte ich die Einführungsveranstaltung. Als ich für das Galadiner erschien, pickte mich Faith aus der Menge und erteilte mir eine geharnischte Rüge. Ich realisierte, dass eine intensive Woche unter strikter Regentschaft von Ambassador Whittlesey bevorstand – eine Woche, die mein Leben für immer veränderte. 1200 Alumni sind aus dem Programm hervorgegangen, unter ihnen auch der aktuelle US-Botschafter in Bern, Ed McMullen. Zwischen ihren Einsätzen in Bern diente die Juristin als einzige Frau im engsten Zirkel von Reagans Regierung. Der Präsident hatte sie persönlich an seine Seite abberufen.

Ich fragte sie einmal, wie sie als früh verwitwete Mutter dreier Kinder ihre Karriere mit Brillanz und Eleganz meisterte: «Weil ich musste», antwortete sie. Amy Holmes

Die Weltwoche publiziert nächste Woche eine ausführliche Würdigung.

Teherans Mann fürs Grobe

Er taucht auf Schlachtfeldern auf wie ein Phantom und genießt die Aura eines Filmstars. General Qassem Soleimani ist die treibende Kraft hinter dem Export der iranischen Revolution. Jetzt stösst der Chef der Quds-Brigaden an vielen Fronten auf Widerstand. Von Pierre Heumann

General Qassem Soleimani ist in Teheran ein Superstar. Auch ausserhalb des Iran, bei den Schiiten im ganzen Mittleren Osten, genießt Soleimani Kultstatus. Sie vergleichen ihn ehrfurchtsvoll mit James Bond oder Erwin Rommel. Der 61-Jährige gehört zu den mächtigsten und gefürchtetsten Militärs im Mittleren Osten, sagen israelische und amerikanische Geheimdienstler. Er sei die treibende Kraft hinter dem Export der iranischen Revolution: bei der Planung von Attentaten, bei der Unterstützung von Terroristen und beim Führen von Kriegen in der Region.

Soleimani, der zu den engsten Vertrauten des Revolutionsführers Ali Chamenei zählt, setzt dessen Politik treu und zuverlässig um. Wann immer die Ajatollahs ihren Einfluss in der Region ausdehnen wollen, ist er am Drücker – sei es im Libanon, in Syrien, im Irak, im Gazastreifen oder im Jemen. Ausgestattet mit einer beispiellosen Machtfülle, befehligt er die Quds-Brigaden, die Eliteeinheit der iranischen Revolutionsgarden für Einsätze im Ausland. Als deren oberster Kommandant ist Soleimani zuständig für die Auslandsgeheimdienste, er ist Vordenker für die iranische Diplomatie in der Region und unbestrittener General auf dem Schlachtfeld. Zudem, heisst es in Tel Aviv und in Washington, habe er vor Terrorattacken stets das letzte Wort. Soleimani, zitiert das *Wall Street Journal* den US-amerikanischen Anti-Terror-Spezialisten Richard Clarke, sei das «böse Genie» hinter all den Aktionen der iranischen Quds-Brigaden. Mindestens einmal war er bereits im Visier des Mossad.

General auf Instagram

Wie ein Filmstar sehe Teherans Mann fürs Grobe aus, sagen Bewunderer ehrfürchtig. Er sei kleingewachsen, kompensiere das aber mit einem charismatischen Auftritt. Auf Fotos ist Soleimani stets eine einnehmende Erscheinung, trägt entweder eine perfekt geschnittene Uniform oder legere Zivilkleidung. Sein Bart ist säuberlich getrimmt. Als ob der General nicht um seine Sicherheit fürchten müsste, hat er einen Instagram-Account eröffnet und lässt Freund wie Feind wissen, wen er trifft, wo er sich gerade aufhält – und wie toll er aussieht. Im Iran gilt Soleimani als Schlüsselfigur geht es darum, den Iran vor feindlichen Nachbarn zu schützen. In Teheran weiss man aufgrund bitterer Erfahrungen, dass das Land kaum Freunde oder Partner hat. Deshalb trachtet das

Regime danach, in der Region schiitische Verbündete an sich zu binden. Soleimani baute, im Auftrag des Revolutionsführers, ein regionales Netzwerk von Alliierten auf, um den Feind durch Stellvertreter ausserhalb des Iran angreifen zu können, ohne einen Gegenschlag gegen den Iran zu riskieren.

Aus dieser Symbiose resultiert der Anspruch des Regimes, regionale Supermacht zu sein. Soleimani, der treue Diener des Revolutionsführers, hat im Mittleren Osten ein gutfunktionierendes militantes Netzwerk von Alliierten aufgebaut, das er finanziert und in dessen Ausbildung er investiert. In Bagdad ist er mit dem irakischen Sicherheitsapparat verbunden, vor allem mit den Milizen, die gegen den Islami-

Im Iran gilt Soleimani als Schlüsselfigur, um das Land vor feindlichen Nachbarn zu schützen.

schen Staat gekämpft haben. Als dessen Horden den Norden des Irak überrannten, rüstete Soleimani schiitische Milizen aus und organisierte die Verteidigung Bagdads. Zudem unterhält er beste Beziehungen zu einem grossen Teil der schiitischen Polit-Elite in Bagdad.

In Beirut finanziert Soleimani die Terrortruppen der schiitischen Hisbollah, die stärker als die libanesische Armee sind. Die Hisbollah ist auch in der Politik ein wichtiger Player und für Wünsche aus Teheran sehr hellhörig. In Damaskus kam Soleimani vor sechs Jahren dem bedrängten Regime von Baschar al-Assad zu Hilfe, indem er schiitische Truppen nach Syrien schickte. Später baute Soleimani in Sy-

rien militärische Einrichtungen, wenige Kilometer von der israelischen Grenze entfernt. Allein in den vergangenen drei Jahren habe Teheran 15 bis 20 Milliarden Dollar in den syrischen Bürgerkrieg investiert, schätzen israelische Geheimdienstler. Soleimani wolle die Herrschaft Assads retten, weil dieser einer der verlässlichsten Verbündeten des Iran im Mittleren Osten sei, sagt der israelische Anti-Terror-Forscher Ely Karmon.

Seit drei Jahren ist Soleimani auch im Jemen aktiv. Nachdem die international anerkannte Regierung vertrieben worden war, unterstützte er mit umfangreichen Waffenlieferungen die Huthi-Rebellen, eine Gruppe, die dem schiitischen Islam nahesteht.

General Soleimani hat eine steile Karriere hinter sich. In einer armen Familie in der südöstlichen Provinz Kerman aufgewachsen, wo die Stämme mächtiger sind als die Zentralregierung in Teheran, besuchte er während sechs Jahren die Grundschule. Danach arbeitet er zunächst in einer lokalen Wassergesellschaft, tritt dann aber, kurz vor der Islamischen Revolution (1979), den Revolutionsgarden bei, der Miliz, die die islamische Ideologie durchsetzen und den Schah stürzen soll. Später geht Soleimani, ein ergebenen Anhänger des Revolutionsführers Chomeini, ruchlos gegen die Gegner des neuen fundamentalistischen Regimes vor. Dass er nach dem irakischen Angriff auf den Iran an die Front zieht, ist für Soleimani Ehrensache. Ab 1980 profiliert er sich im achtjährigen Krieg als mutiger Soldat und Offizier. Revolutionsführer Chamenei wird ihn später als «einen lebenden Märtyrer der Revolution» loben.

So forsch Qassem Soleimani iranische Positionen in der Region auf- und ausgebaut hat – in den vergangenen Wochen und Monaten musste er empfindliche Rückschläge hinnehmen, sowohl zu Hause als auch bei seinen Einsätzen im Ausland. Als Ende 2017 eine Protestwelle über den Iran rollte, wurde das Engagement des Iran in regionalen Konflikten als «Verschwendung» kritisiert. An Demonstrationen ärgerten sich die Bürger über Soleimani, weil er «unnötigerweise» Milliarden nach Syrien, in den Irak, in den Libanon oder in den Jemen verschiebe, statt diese Mittel im Iran einzusetzen. Doch Soleimanis Position war nicht gefährdet, auch aufgrund seiner Nähe zum Revolutionsführer.

Gravierender sind indessen die Probleme, mit denen Soleimani im Ausland konfrontiert



Alliierten-Netzwerk des Iran.



Lebender Märtyrer: Kommandant Soleimani (l.).

ist, zum Beispiel in Syrien: Nachdem er am 10. Mai Israel von einem Stützpunkt in Syrien aus angegriffen hat, holte die israelische Luftwaffe prompt zum Gegenschlag aus und reduzierte die iranischen Kapazitäten in Syrien massiv. Offen ist jetzt, ob Soleimani von Teheran grünes Licht für einen erneuten Aufbau der Anlagen erhält. Denn die neue Haltung Moskaus verheißt für den Iran nichts Gutes. Er erwarte, dass «ausländische bewaffnete Kräfte» Syrien verlassen würden, sobald ein Friedensprozess in Gang komme, sagte Russlands Präsident Wladimir Putin in der vergangenen Woche zu Assad. Einen iranischen Rückzug aus Syrien fordert jetzt auch Washington.

Erfolglos im Irak

Im Irak droht Soleimani ebenfalls Ungemach. Bei den jüngsten Parlamentswahlen haben nicht die Wunschkandidaten Teherans gewonnen, sondern es siegte Muqtada as-Sadr, ein scharfer Kritiker der iranischen Einflussnahme im Irak. Soleimani reiste nach Bagdad, um die Regierungsbildung zu beeinflussen und Teherans Interessen durchzudrücken – ohne Erfolg.

So leicht wird sich Soleimani wohl nicht abschütteln lassen. Der Iran werde im Irak keinen schiitischen Regierungsblock akzeptieren, der die Interessen Teherans beeinträch-

tigen könnte, lässt sich ein iranischer Offizier zitieren: «Das ist eine rote Linie.» Sadrs Koalition, die an der Spitze der irakischen Regierung steht, lehnt eine iranische Einmischung kategorisch ab. Die Souveränität des Irak sei der Kernpunkt der künftigen Regierung, so ein Koalitionssprecher: «Wir warnen alle Länder, die sich in die irakische Politik einmischen wollen, und raten ihnen, davon abzusehen.» Für Soleimani muss das wie eine Kampfansage klingen.

Ebenfalls getäuscht hat sich Soleimani im Jemen. Seine Quds-Brigaden waren davon

Die neue Haltung Moskaus verheißt nichts Gutes für das Land.

ausgegangen, dass die Saudis sich nicht wehren würden, sollte ein iranischer Stellvertreter im Nachbarland die Macht anstreben. Soleimani empfahl dem Revolutionsführer deshalb, im Jemen einzugreifen. Aus der schnellen und mühelosen Eroberung des Jemen wurde aber nichts. Gegen die Machtübernahme der von Teheran unterstützten Rebellen setzt sich Saudi-Arabien zur Wehr.

Enttäuschend verliefen aus iranischer Sicht auch die jüngsten Parlamentswahlen im Libanon. Die Hisbollah, verlängerter Arm Teherans,

konnte nur einen Sitz hinzugewinnen. Zwei Drittel der Mandate gingen an Parteien, die den Iran als Feind – und nicht als Freund – betrachten. Das Resultat ist eine kalte Dusche für Soleimani: Mehr als die Hälfte der Libanesen lehnen die Hisbollah ab und ziehen Parteien vor, die sich für Stabilität und gegen Einwirkungen fremder Mächte wie des Iran aussprechen, sagt ein Geschäftsmann in Beirut.

Gravierend sind vor allem die Nachrichten aus den USA. Die Sanktionen gegen den Iran sollen verschärft werden, namentlich auch gegen die Quds-Brigaden und speziell gegen Soleimani.

Rückschläge hin oder her: Der Iran wird in der Region Unruhestifter bleiben. Der syrisch-amerikanische Analyst Shoueb Rifai führt das auf das Trauma des iranisch-irakischen Kriegs zurück. Damals habe sich Teheran alleingelassen gefühlt. Der Iran wolle sich an jenen Staaten rächen, die in den achtziger Jahren Saddam Hussein unterstützt hatten.

Offiziere, die damals wie Soleimani im iranisch-irakischen Krieg gekämpft hatten, machen heute den Kern der Hardliner aus. Sie beteiligen sich an Konflikten und schüren Zwist in der Region, um ihre Rolle als Protagonisten der Widerstandsbewegung zu rechtfertigen und schiitische Freunde an sich zu binden, die im Westen freilich nicht jedermanns Lieblinge sind. ○



Argumente und Klasse: Erfolgstrainer Fischer mit seiner Mannschaft an der Weltmeisterschaft in Dänemark.



Ikone der Woche

Siegermentalität auf Schwiizertüütsch

Von Bernard Thurnheer

Bemerkenswert ist, dass die grossen WM-Erfolge der Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft oft in Olympiajahre fallen. Etwas ketzerisch könnte man sagen, dass die WM die grossen Nationen dann nicht mehr so stark interessiere. Doch das greift zu kurz. Ich habe eine andere Theorie: Die Schweiz ist in diesen Jahren oft stark, weil sie situationsbedingt aus einer Aussenseiterrolle starten kann.

1992 beispielsweise wurden wir an der WM in Prag Vierte. Allein die Teilnahme war damals keine Selbstverständlichkeit. Denn das A-Turnier umfasste nur zwölf Mannschaften. Zwei Monate vor der WM hatten die Schweizer an den Winterspielen von Albertville schwer enttäuscht und gegen das Team der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (früher UdSSR) und gegen Kanada mit 1:8 und 1:6 zwei Kanterniederlagen eingesteckt. Nur im bedeutungslosen letzten Spiel gegen Norwegen gewannen sie. Das olympische Scheitern kostete Trainer Juhani Tamminen den Job. An seiner Stelle übernahmen die prominentesten Nationalliga-A-Trainer jener Tage, John Slettvoll vom HC Lugano und Bill Gilligan, der mit dem SC Bern soeben Meister geworden war.

«Morgarten-Situation»

In Prag rechnete niemand mit der Schweiz. Aber aus dieser Konstellation entstand Grosses. In der Vorrunde gelangen die ersten Punktgewinne der Geschichte gegen Kanada (1:1) und Russland (2:2), und im Viertelfinal warfen wir den Erzrivalen aus Deutschland aus dem Turnier. Die Presse schrieb vom Prager Frühling – doch dauerhaft war die Entwicklung nicht. Ein Jahr später tauchte die Schweiz sensationell in die B-Gruppe.

Nach dem sofortigen Wiederaufstieg folgte 1995 der nächste Abstieg. Die nachhaltige Rückkehr gelang erst 1998, als das Feld der A-Gruppe auf sechzehn Teams erweitert wurde und die Schweiz als WM-Gastgeber gesetzt war. Es war das Jahr, als Ralph Krueger sein spektakuläres Debüt gab. Wie sechs Jahre zuvor erreichte die Schweiz den Halbfinal und sorgte im ganzen Land für eine riesige Eishockey-Euphorie. Doch sportlich muss der damalige Erfolg relativiert werden. Faktisch genühten zwei Siege, um den Coup zu landen. Und zum Abschluss der Vorrunde kam es zu einer speziellen Konstellation: Die Schweiz brauchte gegen Frankreich einen Sieg mit drei Toren Differenz, um weiterzukommen. Frankreich hätte eine Niederlage mit einem Treffer Unterschied gereicht. Als die Schweizer in der Schlussphase 3:1 führten, ersetzten die Franzosen den Torhüter durch

einen sechsten Feldspieler – und prompt ging die Rechnung für die Schweiz auf.

Ein Grossteil meiner Karriere als Eishockeyreporter fiel in die Zeit des Kalten Krieges. Damals war die Hierarchie im Welteishockey betonierte. Kanada, die Sowjetunion, die Tschechoslowakei, die USA, Schweden und Finnland machten die Medaillen unter sich aus. Eishockey in der Schweiz und Eishockey auf Weltniveau waren faktisch zwei verschiedene Sportarten. Dies wurde uns vor allem am Spengler-Cup vor Augen geführt. Wenn bei-

Ich denke, dass sich das Wesen von Spitzensportlern vom Schweizer Wesen diametral unterscheidet.

spielsweise Dukla Jihlava oder SKA Leningrad in Davos ihre Aufwartung machten, erlebten wir Eishockey von einem anderen Stern.

Womit wir wieder bei der Rollenverteilung wären. Wir sind ein Land von Aussenseitern, das sich in der «Morgarten-Situation» am wohlsten fühlt – wenn niemand mit uns rechnet und wir sozusagen aus dem Hinterhalt angreifen können. Dies kam uns auch in Kopenhagen zugute. Denn nach dem Scheitern an den Winterspielen in Pyeongchang waren wir faktisch abgeschrieben.

Ich denke, dass sich das Wesen von Spitzensportlern vom Schweizer Wesen diametral unterscheidet. Als Spitzensportler muss man nicht nur glauben, dass man der Beste ist, man muss es auch aussprechen und so auftreten. In der Schweiz wird man dafür aber schnell der Selbstüberschätzung und der Arroganz bezichtigt.

Mit der neuen Generation der NHL-Spieler haben wir die Siegermentalität aber importiert. Leute wie Niederreiter, Josi, Fiala oder Andrighetto treten mit einem unschweizerischen Selbstverständnis auf. Und auf der Torhüterposition sind wir traditionell hervorragend besetzt. Diese Mischung führte uns schon vor fünf Jahren in Stockholm zu WM-Silber.

Was mich am Erfolg von Kopenhagen besonders freut: Der Dirigent an der Bande, Patrick Fischer, ist ein waschechter Zuger. Er nimmt seine Kompetenz und Glaubwürdigkeit nicht aus einem gebrochenen Deutsch, sondern überzeugt durch Argumente und Klasse. Oder mit anderen Worten: Die Siegermentalität lässt sich auch auf *Schwiizertüütsch* vermitteln.

Aufgezeichnet von Thomas Renggli

Nicht von dieser Welt

Velolegende Beat Breu führt das Bistro, Wahrsager Mike Shiva reist in seinem Wohnwagen mit, und der Direktor ist ein einsamer Verfechter der Raubtierdressur. Der Circus Royal ist einer der letzten Orte für Gestrandete, Träumer und grosse Artisten. *Von Rico Bandle und Kostas Maros (Bilder)*

Es ist wie in einem Fellini-Film. Auf der Kuppel des Chapiteau steht eine grosse Krone, die Lämpchen am Schriftzug «Royal» leuchten nicht mehr alle, hinter dem Zelt grasen die Kamele. Mit Müh und Not wird hier so etwas wie Glamour vorgetäuscht – soweit es eben geht für einen Wanderzirkus, der seine Zeltstadt alle paar Tage an einem neuen Ort aufstellt, teils tief im Morast, mit Material, das andernorts längst aus Altersgründen aussortiert worden wäre. Früher stand der Bentley des Direktors Peter Gasser jeweils gut sichtbar beim Eingang – eine Reminiszenz an die goldenen Zeiten des Zirkus. Doch das Auto wurde kürzlich zu Schrott gefahren.

Komiker, Bordellbesitzer, Zirkuswirt

Die Schweiz war lange ein Paradies für Zirkusse, kaum in einem Land genossen sie ein solches Ansehen, kaum in einem Land war die Zirkusdichte so hoch. Doch die Zeiten, als selbst in kleineren Orten zwei, drei oder noch mehr Zirkusse pro Jahr haltmachten, sind vorbei. In den letzten fünfzehn Jahren kam es zu einem Zirkussterben, fast unbemerkt von der Öffentlichkeit: Medrano, Payazzo, Stellina, Viva und einige mehr sind verschwunden, Monti und Starlight haben ihre Tournee stark verkürzt oder machen Pause.

Der Circus Royal ist noch da – und das ist ein kleines Wunder. Nach dem Knie ist er das zweitgrösste Zirkusunternehmen der Schweiz.

Rund hundert Mitarbeiter reisen mit, darunter 31 Artisten aus aller Welt. Und einige unerwartete Leute. Auf einer Tafel vor dem Zirkusgelände steht geschrieben: «Beat Breus Circusbistro, offen ab 10 Uhr». Das Bistro bei Royal, das ist ein rund hundert Jahre alter Holzwagen, das ist ein rund hundert Jahre alter Holzwagen, einst das Zuhause des Direktors. Mit Bänken aus einem ausrangierten Wagen der Appenzeller Bahnen hat man es einst zu einem fahrenden Restaurant umgebaut. Tritt man herein, da begrüsst einen tatsächlich: Beat Breu. Jener Beat Breu, der in den 1980er Jahren Radge-

«Ich würde vor Gericht gehen, um das Recht zu verteidigen, Tiger und Löwen zu zeigen!»

schichte geschrieben hat und mit seinen Sprüchen Kultstatus erlangte: Zweimal gewann er die Tour de Suisse, einmal die Königsetappe der Tour de France auf die Alpe d'Huez.

Und jetzt steht er also da, mit seiner Frau Heidi. Viel hat er durchgemacht in den 23 Jahren seit seinem Rücktritt. Als Komiker, Bordellbesitzer und Aussendienstmitarbeiter straukelte er mehr schlecht als recht durchs Leben. Sein Bruder hat sein gesamtes Geld aus Beats glorioser Velokarriere verprasst. Beat Breu, dieser herzenswarmer, gutgläubiger Mensch wurde zur Schiessbudenfigur des Boulevards: Die Klatschblätter kosteten jede Niederlage ge-

nüsslich aus, auch seine angebliche «Kurzzeitehe» mit Heidi. Aber Heidi ist noch immer bei ihm, auch hier im Zirkusbistro.

Herzlich begrüssen die beiden den Gast. «Ich bi de Beat.» Man duzt sich im Zirkus. Das Paar hat den Wagen heimelig eingerichtet. Heidi hat Vorhänge genäht, Beat schmucke Halter für die Getränkekarte gebastelt. Immer wieder kommen Artisten in den Wagen, trinken einen Kaffee, tauschen mit den Wirten den neuesten Zirkusklotsch aus. Breus Bistrowagen ist das Herz dieser fahrenden Kleinstadt. Das Paar ist jeden Tag von zehn Uhr am Morgen bis weit nach Mitternacht da, wobei dies je nach Gästeaufkommen variiert. Heidi ist für die Mitarbeiter zu einer Vertrauensperson geworden. «Sie kommen zu mir, wenn sie Sorgen haben.»

Noch eine Stunde bis zur Abendvorstellung. Plötzlich taucht eine weitere prominente Persönlichkeit auf, setzt sich an einen der Tische vor dem Bistrowagen: Mike Shiva, der bekannteste Wahrsager des Landes. Seit letztem Jahr reist er mit dem Circus Royal mit. «Dieser Zirkus hat noch etwas Magisches», sagt er. Vergangene Tournee stellte er neben das Bistro jeweils einen kleinen Wagen, wo er für die Besucher Karten legte. Jetzt reist er einfach so mit. «Hier fühle ich mich wohl, hier hat es Platz für schräge Vögel», sagt er. Vor ihm auf dem Tisch liegen drei Smartphones. Die kostenpflichtige Nummer für Wahrsagerberatungen wird auf eines von ihnen umgeleitet. Wozu aber drei Telefone? Shiva lacht, will aber nicht über seine Telefone reden. Nur so viel: «Ich habe sieben Smartphones, die anderen vier sind im Wohnwagen.» Einst, als ihm die Firma Shiva TV noch gehörte, habe er zu den besten Kunden von Swisscom gehört. Vor einigen Jahren hat er das Unternehmen verkauft, Geld gesehen hat er aber nie. «Ich war für mich selbst ein schlechter Wahrsager», witzelt er. Auch er ist zu gutgläubig, das verbindet ihn mit Beat Breu. Jetzt hat Shiva wieder eine eigene Firma, einmal in der Woche steht er noch immer als Fernsehwahrsager vor der Kamera.

Ungewöhnliches Direktionspaar

Zirkusdirektor Oliver Skreinig kommt zu uns an den Tisch. Vor 22 Jahren ist er zum Zirkus gestossen, als Lebenspartner von Peter Gasser. Peter hat vier Brüder, alle haben den elterlichen Zirkus verlassen und zum Teil eigene Betriebe gegründet. In der traditionsbehafteten Zirkuswelt war ein schwules Direktionspaar ein Novum. Dass Oliver zwanzig Jahre jünger



Früher stand der Bentley des Direktors beim Eingang: Circus Royal in Aarau.



«Platz für schräge Vögel»: Bistrowirt Breu, Direktor Skreinig, Wahrsager Shiva (v. l.).

ist als Peter und nicht aus einer Zirkusfamilie stammt, gab zusätzlich zu reden. Doch in einem Umfeld, wo Leute aus allen Herren Ländern eng zusammenleben – Spitzenartisten neben Wanderarbeitern und Aussteigern – da war dies bald kein Thema mehr. Heute führt Skreinig den Betrieb grösstenteils allein, Peter Gasser hat sich aus dem operativen Geschäft zurückgezogen.

«Wir hätten gern Elefanten»

Skreinig ist ein vehementer Verfechter des alten, traditionellen Zirkus: «Ich würde sogar vor Gericht gehen, um das Recht zu verteidigen, Tiger und Löwen zu zeigen!», sagt er. Royal ist der letzte Schweizer Zirkus mit Raubtiernummern. Dieses Jahr sind ausnahmsweise keine im Programm. «2019 wird es wieder eine haben», verspricht Skreinig. Müsste man jetzt nicht mit Elefanten auf Tournee, nachdem der

Zirkus Knie sie aufgegeben hat? «Das würde ich gerne. Aber es hat fast keine guten Elefantennummern mehr auf dem Markt. Zudem ist die Haltung höchst anspruchsvoll.»

Skreinig erzählt, wie die wachsende Bürokratie den Zirkussen das Leben schwermache. «Vor zwanzig Jahren hatten wir zwei Büromitarbeiter, heute sieben – und sie kommen kaum nach, die Flut an Vorschriften und Bewilligungsverfahren zu bewältigen.» Ein grosses Problem seien die Arbeitsbewilligungen. Marokkanische Zirkusarbeiter hatten eine lange Tradition in der Schweiz, seit der Einführung der Personenfreizügigkeit gibt es für sie keine Bewilligung mehr. Jetzt kommen die Arbeiter hauptsächlich aus Rumänien. «Ich war auch schon beim Sozialamt und habe gesagt: «Ich nehme zwanzig.» Da sagte man mir: Die Arbeit im Zirkus sei für Sozialhilfebezüger nicht zumutbar.»

25 000 Franken Umsatz pro Tag muss der Zirkus machen, um die Fixkosten zu decken. Subventionen erhält der Zirkus keine. Deshalb gibt es jeden Tag zwei Vorstellungen, selbst an Tagen, an denen kaum Publikum kommt. Besser wenig in der Kasse als nichts. Auch an diesem Donnerstagabend in Aarau ist der

Nach Ansicht des Sozialamts ist die Arbeit im Zirkus für Sozialhilfebezüger nicht zumutbar.

Besucheraufmarsch bescheiden, drei Viertel der Plätze bleiben leer. Die Künstler allerdings lassen sich nichts anmerken, geben auch an einem solchen Abend alles.

Beat Breu spricht mit Hochachtung von den Artisten. Was die ablieferten, sei mit der Leistung von Veloprofis vergleichbar. Rund zwanzig

zig grosse Fotoalben aus seiner Zeit als Rennfahrer hat er auf einem Gestell aufgereiht, darin ist seine gesamte Karriere dokumentiert. «Diese Bücher lagen zwanzig Jahre im Keller, jetzt habe ich sie wieder rausgeholt», sagt er. «Die Leute haben Freude daran.» Nur ein Album fehlt: Ausgerechnet jenes von 1982, als er an der Tour de France zwei Etappen gewann und sechster im Gesamtklassement wurde. «Das hat mir jemand nicht mehr zurückgegeben.»

Es sei ein Kindheitstraum gewesen, mit dem Zirkus mitzureisen, sagt Beat Breu. «Ich habe jeweils die Schule geschwänzt, wenn ein Zirkus auf der Kreuzbleiche in St. Gallen das Zelt aufstellte.» Als Heidi und er dem Zirkus aner-

In der traditionsbehafteten Zirkuswelt war ein schwules Direktionspaar ein Novum.

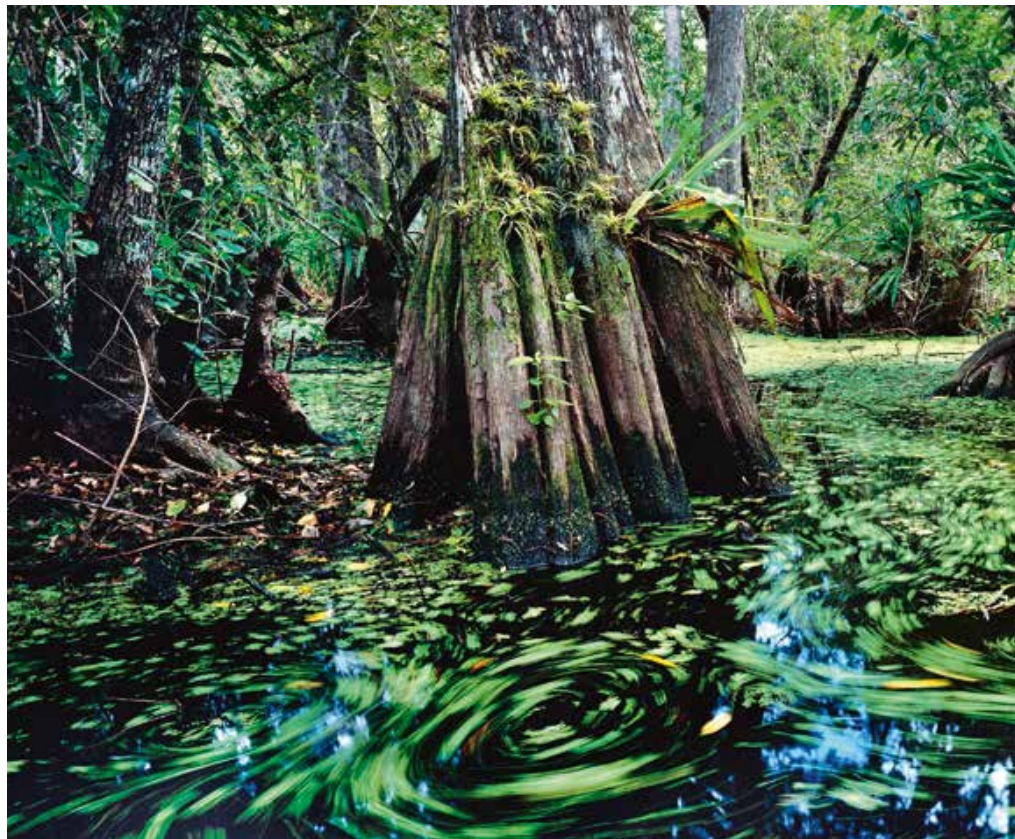
boten, das Bistro zu übernehmen, waren nicht alle überzeugt. Doyen Peter Gasser ging mit Oliver Skreinig eine Wette ein. «Ich war sicher, die sind in wenigen Wochen wieder weg», sagt er. Das Zirkusleben sei hart, er habe nicht geglaubt, dass sie dies durchstehen. Nach zweieinhalb Monaten sieht es so aus, als verliere Gasser die Wette. «Zum Glück», wie er sagt. Heidi und Beat Breu gefällt es, sie wollen bleiben, «mindestens noch drei Jahre, dann bin ich pensioniert».

Nachts im Bistro

Nach der Vorstellung ist das Bistro wieder gut besucht. Breu erzählt den Gästen von alten Zeiten, von zwei 350-Kilometer-Etappen, die sie an der Tour de France jeweils fahren mussten. «Heute findet man 250 Kilometer schon unmenschlich.» Wäre er jung, so könnte er mit den heutigen Fahrern locker mithalten, glaubt er. Egal, ob zu Doping, dem verrauchten Hallenstadion während den Sechstagerennen, brutalen Stürzen – Breu weiss zu allem eine Geschichte zu erzählen.

Es ist kurz vor Mitternacht. Mike Shiva hat sich in seinen Wohnwagen verkrochen, dafür kommen ein paar Artisten ins Bistro, um den Tag mit ein paar Gläsern Wein ausklingen zu lassen. In einem wilden Sprachendurcheinander diskutieren sie über vergangene und zukünftige Engagements, über ihre Familien und was auch immer. Heidi und Beat nehmen eifrig Bestellungen auf, servieren die Getränke. Es sind diese Momente im gemütlichen Wagen, wo man verstehen kann, weshalb immer noch Menschen an dieser aus der Zeit gefallenen Kunst- und Lebensform festhalten.

Ich verabschiede mich. «Wir sehen uns wieder, wenn ihr in Zürich seid.» Zirkusdirektor Peter Gasser antwortet mit seinem berühmten Galgenhumor: «Falls es uns dann noch gibt.»



Mythos der Sümpfe.

Literatur

Heiss wie gekochte Baumwolle

Über den Westen ist viel geschrieben worden – über den Süden kaum. James Carlos Blake hat das mit seinem grandiosen Florida-Roman «Red Grass River» nachgeholt. Von Wolfram Knorr

Falls der Teufel je einen Garten angelegt hat, dann die Everglades», heisst es gleich am Anfang. Der tropisch wuchernde Sumpf mit seinen Moskitoschwärmen, den Gift spritzenden Schlangen, fressgierigen Alligatoren und dem Leben verschlingenden Treibsand gehört zu den vernachlässigsten Ursprungsregionen amerikanischer Geschichte. Aus gutem Grund: «Nur die Verzweifelten oder die von Gott Verdammten leben dort draussen», heisst es über den «Devil's Garden», und zu diesen gehörten einstmal, als Natur und Mensch noch kaum kultiviert und gezähmt waren, die Crackers, Sumpflandbewohner, die mit Jagd und Fallstellereien ihren Lebensunterhalt bestritten. Manche wollten mehr, Reibach mit selbstgebranntem Schnaps machen. Die Ashley-Sippe, fünf Jungs und zwei Mädchen, streng geführt von Old Joe und Ma Ashley, hatte sich so nach oben gemendelt. Der Clan beherrschte die Gegend und unterhielt viele Brennereien.

Die Geschichte der Ashley-Gang ist keine Fiktion, sondern beruht auf historischen Fakten, die Jahre zwischen 1908 und 1924 umfassend.

Es war die Zeit, in der sich die US-amerikanische Gesellschaft aus der Verrohung langsam in Richtung Zivilisierung zu verändern begann, in der Exekutive und Judikative Schneisen durchs Dickicht der Anarchie und Korruption schlugen. Nach seinem Albraum-Western «Das Böse im Blut» greift Blake diesmal in den Fundus von Floridas Vergangenheit und hebt mit der Ashley-Familienlegende ein weiteres Gründungskapitel der blutigen amerikanischen Geschichte.

Tausendsassa und Heissporn

Aus dunkler Hinterwelt holt er die Feindschaft zwischen John Ashley und Bobby Baker, dem Filius des Sheriffs, ans Licht. Die begann ganz banal mit einem Mädchen, das Bobby anschnachtete, sich aber mit John in die Büsche schlug. Dabei waren die Jungs mal Kumpels gewesen wie ihre Väter. Sheriff Baker hatte bei Old Joes Geschäften weggesehen und sich bezahlen lassen. Die Schmieregeldpraxis funktionierte bestens. Baker war der Meinung, wenn der Staat Steuern auf Whiskybrennereien erhebe und As-



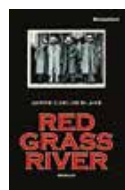
Neuer Sheriff wurde Bobby Baker, und der schwor, nicht nur John, sondern die ganze Sippschaft zu vernichten. Neue Gesetze, neue Technik, neue Kommunikation halfen – aber auch die zunehmend straff organisierte Kriminalität aus dem Norden, die über Florida herfiel wie ein Geschwür.

Old Joe, ein Mann der alten Schule, hatte die drohenden Veränderungen nicht erkannt oder, besser: sie nicht ernst genommen. Als Kind der Glades war er in den Sümpfen zu Hause und kannte alle Gefahren, aber auch alle Schlupfwinkel, die die Natur schützte. Als Immobilien- und andere Unternehmen begannen, Geschäfte mit der Trockenlegung der Sümpfe zu wittern und sie Schritt für Schritt «entgifteten», war der Weg auch frei für eine neue toxische Gefahr: den illegalen Whiskyschmuggel aus dem Norden. Der Mythos der Sümpfe verblasste und mit ihm die Räuberromantik der Ashleys. Die knallharten Gangster rissen das Business, vor allem während der Prohibition, an sich.

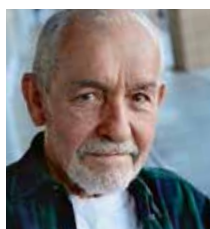
In Blakes nüchterner Chronistenprosa gibt es weder Gute noch Böse, sondern nur unterschiedliche Temperamente beim täglichen Überlebenskampf. Liessen lokale Whiskybrenner, Fellhändler, Jäger und Gesetzeshüter, welcher Ethnie sie auch angehörten, sich gegenseitig gewähren, um voneinander zu profitieren, führte die Prohibition zu fremdbestimmter Gier und Macht, was wiederum die Spirale der Gewaltexzesse steigerte. In diesen Strudel, der sie sukzessive nach unten zieht, geraten die Ashleys. Hat der Devil's Garden mit all seinen lebensgefährlichen Tücken ihnen nie geschadet, stolpern sie jetzt in die Fallen des sozialdarwinistischen Kapitalismus.

Blake balanciert zwischen Distanz und Solidarität, zeigt Ursachen, Entwicklungen, Zusammenhänge, sowohl innerhalb der Erzählung als auch in einem übergeordneten sozialen Bezugsrahmen. Sein «Red Grass River» ist beides: Reisser und lyrisches Gespinnst aus flirrenden Legenden, wuchernder toxischer Flora, tückischer Fauna und den Crackers, die im Morast ohne festen Boden,

zwischen Binsenschneide und Sauergras, Kletterpflanzengewirr und Moskitogeschwür Überlebenskämpfer sind. «Im Sommer», heisst es, «ist die Luft so heiss und feucht, dass man meint, gekochte Baumwolle einzuatmen.»



James Carlos Blake: Red Grass River. Liebeskind. 528 S., Fr. 35.90



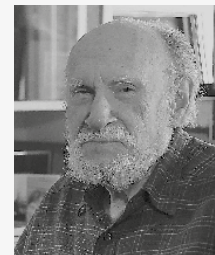
Autor Blake.

In Blakes Chronistenprosa gibt es weder Gute noch Böse, sondern nur unterschiedliche Temperamente.

hley sie verweigere, sollte jener gefälligst seine eigenen Leute schicken. Er mache denen die Drecksarbeit nicht.

John Ashley war ein Tausend-sassa, ein Heisssporn, der keinem Scherz auswich, und war er noch so daneben. Als sich Bobby, Hilfs-sheriff geworden, für die Demütigung mit dem Mädchen rächen und ein Ashley-Whiskycamp in den Sümpfen ausheben will, wird er von John erwischt. Bobby hat ein künstliches Bein, und John nimmt ihm die Prothese einfach weg. Ein Freund muss ihn nach Hause kutschieren. Damit war die Lunte gelegt, und sie brannte und brannte, und John sah sie nicht (oder wollte sie nicht sehen). Während sich Reichtum und Einfluss der Ashley-Familie mehrten, wurde John zum Outcast, dem man Raub und Mord anhängte, der mehrmals im Knast landete und dort Kumpels fand, mit denen er einem neuen Erwerbszweig nachging: Banküberfällen. Die waren am Anfang kinderleicht; die Häuser verzichteten auf Schutz, den die Kunden aber bald einforderten und den der soziale und industrielle Fortschritt auch verlangte. Bald bewachten Cops die Banken. Johns Überfälle wurden blutig, der Knast war die Folge. Old Joe schmierte die Gefängniswärter, auch mal die -leitung, und finanzierte Johns Flucht.

Nachruf



Bunny-Erfinder Paul.

Arthur Paul (1925–2018) —

«Das wird im ersten Abschnitt meines Nachrufs stehen», sagt man, wenn jemand eine grosse Leistung erbracht hat. Im Fall von Arthur «Art» Paul,

dem Gestalter des *Playboy*-Magazins, ist diese Voraussage eingetroffen: Der Grafiker, der das Bunny-Logo erfunden hat, starb in Chicago, mit 93.

Paul, der erste Angestellte des *Playboy*-Verlegers Hugh Hefner, der vergangenes Jahr im Alter von 91 Jahren starb, hatte 1953 den Auftrag bekommen, ein Symbol zu entwerfen, das am Textende platziert werden konnte. Ein paar Minuten später lieferte er einen Hasenkopf, im Profil gezeichnet und mit einer munteren Fliege verziert, ab. Das Bunny, fand Hefner, habe was. Und hatte nach drei Ausgaben seinen Weg aufs Heftcover gefunden. Wo es seither verblieben ist. Es war nicht immer einfach zu finden – eine Spezialität Pauls war's, den Hasen zu verstecken, beispielsweise als Knopf einer Manschette unter einem Jackett-ärmel –, doch es war immer da, irgendwo. Im Lauf der Zeit, als die Models nackter wurden, wurde es schwerer, dieses zu verstecken (respektive leichter zu finden).

Vermutlich auch dank einprägsamer Branding-Aktivitäten wie weiblicher Bedienung in *Playboy* Clubs, die ihre Arbeit in Hasenkostümen verrichtete, wurde das Bunny zu einem der bekanntesten Unternehmenslogos – es war und ist auf T-Shirts, Kaffeetassen oder als Abziehbild auf Autohecks anzutreffen. Und fehlte auch auf der Heckflosse von Hefners Firmenjet nicht.

Ähnlich wie sein Chef, für den er 29 Jahre arbeitete und dabei den *Playboy* zu einem gestalterisch stilprägenden Magazin machte – in den siebziger und achtziger Jahren waren die amerikanischen Ausgaben voll herausragender Artikel –, erreichte auch Paul ein hohes Alter. Sein Frauenverschleiss war aber geringer; er war zweimal verheiratet, mit seiner zweiten Frau 43 Jahre.

Auf den Erfolg des Bunny-Markenzeichens angesprochen, habe er gesagt, es sei beachtlich, wenn man bedenke, dass er bloss Minuten für den Entwurf gebraucht habe. Und: «Hätte ich gewusst, wie wichtig es würde, hätte ich mir mehr Zeit genommen. Doch dann wäre es wahrscheinlich weniger gut rausgekommen.» *Mark van Huissing*

Swizz Beatz aus der South Bronx

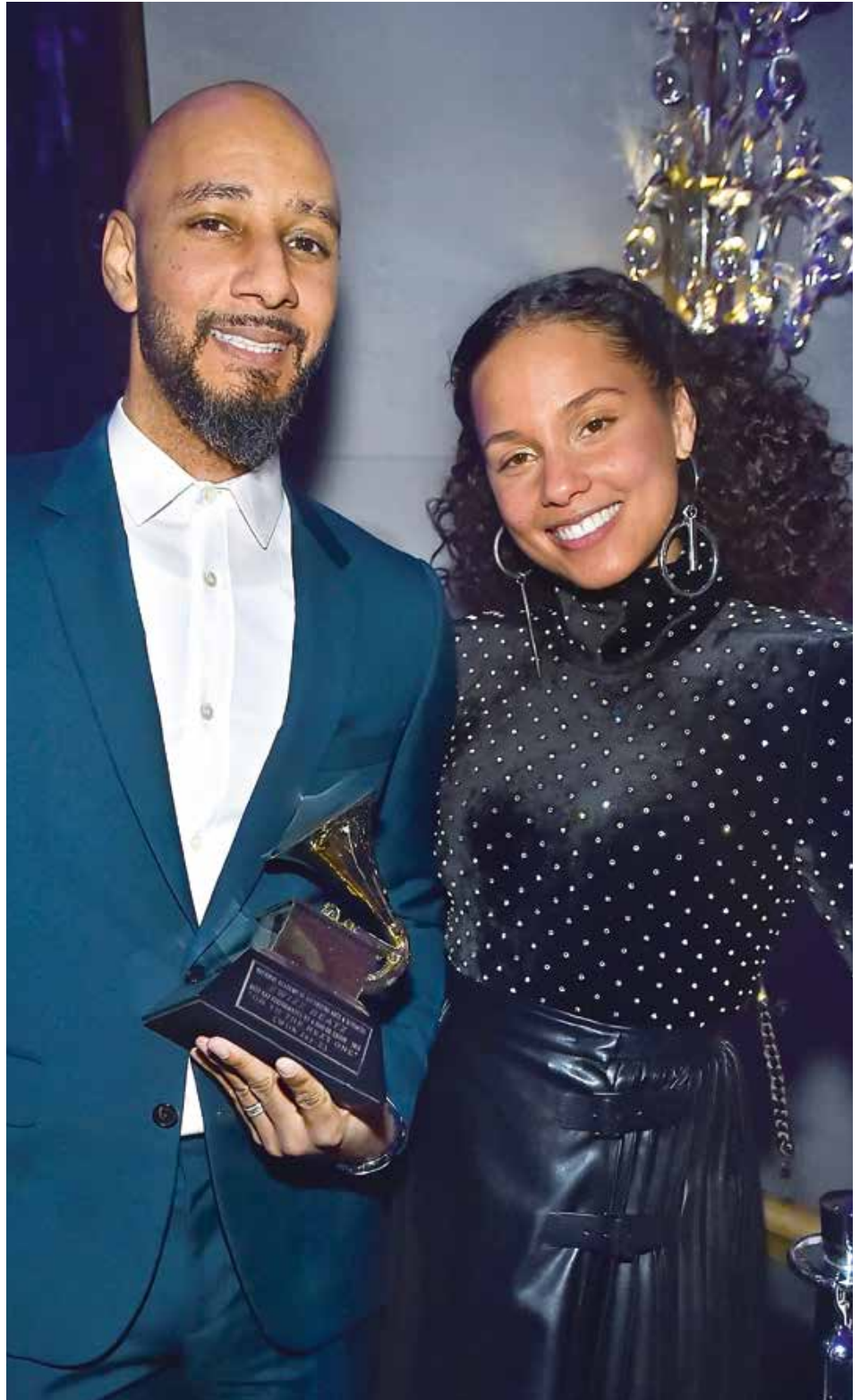
Laut Superstar Kanye West ist Kasseem Dean der beste Rap-Produzent aller Zeiten. Der Ehemann von Alicia Keys macht auch Geschäfte mit Schweizern, obwohl das «Swizz» in seinem Künstlernamen etwas anderes bedeutet. Wir haben das Ausnahmetalent getroffen. *Von Mark van Huissing*

Die Party habe alles bisher Dagewesene in den Schatten gestellt, stand in den Lokalmedien von Las Vegas – Jamie Foxx, Busta Rhymes, Psy («Gangnam Style»), Chris Brown, Ludacris und Britney Spears traten auf. Sowie Swizz Beatz, der für ein kurzes Set 800 000 Dollar bekommen haben soll. Grund des Fests, das 2012 stattfand, war der 30. Geburtstag von Jho Low, einem Finanzunternehmer aus Malaysia, der ein wenig aussieht wie Kim Jong Un und mit Paris Hilton sowie Miranda Kerr zusammen gewesen sein soll. Das Engagement des Hip-Hop-Produzenten und Rappers war wohl über dessen Ehefrau Alicia Keys zustande gekommen; Geburtstagskind Jho Low war mit der Sängerin befreundet, hatte für ihr Kinderhilfswerk gespendet.

Rumhängen mit Kleinverbrechern

Doch das war, bevor amerikanische Behörden gegen Low unter anderem wegen Geldwäscherei ein Strafverfahren eröffneten: Der mittlerweile Untergetauchte soll der Strippenzieher sein im «globalen Skandal» (*Financial Times*) um wenigstens 3,5 Milliarden Dollar aus dem malaysischen Staatsfonds mit Namen 1MDB, die zweckentfremdet wurden. Und er soll zirka eine Milliarde für sein aufwendiges Privatleben – etwa eine Superjacht, viel Kunst, mehrere Wohnungen, Häuser und Hotels in New York und Los Angeles sowie eben das Feiern von Geburtstags- und anderen Partys – ausgegeben haben. Die 800 000 Dollar an Swizz Beatz wurden, übrigens, von der Zürcher Falcon Private Bank auf sein Konto bei der Banca della Svizzera Italiana (BSI) in Lugano überwiesen; vermutlich krumme Geschäfte mit dem Kunden Low respektive Geld des 1MDB-Fonds führten dazu, dass BSI-Manager vor Gericht mussten und die Tessiner Bank 2016 von der Schweizer Finanzmarktaufsicht (Finma) «faktisch zwangsliquidiert» wurde (*Handelszeitung online*). Kasseem Dean, 39, hat also einen Schweiz-Bezug. Und zwar einen, der über seinen Künstlernamen Swizz Beatz hinausgeht.

Dieser hat nämlich, wenn man es genau nimmt, wenig mit dem Namen unseres Landes zu tun: *Swizz* steht für a) ein unehrliches Geschäft, b) etwas Cooles oder c), eher unappetitlich, für die Mischung verschiedener männlicher Körperflüssigkeiten (Quelle: «Urban Dictionary»). Nichtsdestotrotz ist der Musikproduzent gut im Geschäft mit



380 Millionen verkaufte Tonträger: Tausendsassa Kasseem Dean mit Gattin Alicia Keys.

Schweizer Marken: Für Bally entwarf er zusammen mit dem spanischen Künstler Ricardo Cavolo eine *capsule collection*, eine kleine Sonderkollektion also, nämlich Turnschuhe, Windjacken sowie Accessoires. Und für Zenith personalisierte er den «El Primero»-Chronografen – an der diesjährigen Uhren- und Schmuckmesse Baselworld stellte er sein Sondermodell vor, das es in drei Ausführungen und einer auf 33 Stück limitierten Auflage gibt.

Geboren wurde Kasseem Dean 1978 in der Bronx, einem Stadtteil New Yorks. Familienmitglieder väterlicher Seite kämen aus fünf verschiedenen Ländern Afrikas und seien Muslime, er sei aber auch irischer Abstammung zu zirka 20 Prozent; er bezeichne sich nicht als religiösen, sondern als spirituellen Menschen, sagt er. Die South Bronx, wo er aufwuchs, war eine miese, gefährliche Gegend, doch die Familie Dean gehörte nicht zur armen innerstädtischen Unterschicht – sein Onkel besass ein eigenes Plattenlabel. Als Kasseem Oberschüler war, sah es aus, als komme er auf die schiefe Bahn, er hing mit Kleinverbrechern rum. Seine Eltern schickten ihn zu Verwandten nach Atlanta, wo er die Schule in Ruhe abschloss. Retour in New York, arbeitete er im Unternehmen des Onkels mit, der zu dieser Zeit Geschäfte machte mit der Ruff-Ryders-Plattenfirma. Er lernte rasch viel übers Musikgeschäft und hatte, nach eigenen Angaben, mit achtzehn seine erste Million, verdient als Produzent, Musiker und Discjockey. Er kaufte sich ein kleines Haus in New Jersey – dem Aargau Amerikas, falls man New York für diesen Vergleich zu Zürich macht – und fühlte sich «like I've made it», als hätte er's geschafft.

Beyoncé, Mary J. Blige, Whitney Houston

Was er natürlich noch nicht hatte, so sieht und sagt er es heute: 21 Jahre und – erneut nach eigenen Angaben – 380 Millionen verkaufte Tonträger, für deren Musik er verantwortlich ist, später. Bei Wikipedia steht, es seien 90 Millionen Tonträger gewesen, übrigens. Damit ihm eine solche Fehleinschätzung nicht nochmals passiert, hat er seinen Spruch angepasst, er geht jetzt so: «[The] Sky's not the limit, it's just the view» (der Himmel ist nicht die Grenze, nur die Aussicht), was auch auf die Lünette seiner Zenith-Chronografen graviert ist. Als ich ihn dieses Frühjahr in Basel traf, trug er die stilvolle Ausgabe eines Pfadfinderhemds (mit Stehkragen), eine Baseballkappe und, während des ganzen Gesprächs, eine Sonnenbrille mit dunkel glänzenden runden Gläsern, wie sie zurzeit modisch sind und welche die Augen des Trägers vollständig verbergen.

Seine höchsten amerikanischen Charts-Platzierungen als solo auftretender Künstler waren bisher Platz 7 für sein zweites Album,

«One Man Band Man», von 2007 respektive Platz 83 mit der Single «It's Me Snitches» aus dem gleichen Jahr; sein Stil entspricht dem eher harten, schnellen Rap der Ostküste, Gangsta-Rapper würde ich ihn trotzdem nicht nennen, obwohl seine Texte häufig von *money, cash, hoes* et cetera handeln. Höher stiegen Songs beziehungsweise Alben anderer Künstler auf, für die er als Produzent verantwortlich (oder zusammen mit Studiopartner Kenny Lloyd mitverantwortlich) war und die genremässig zu R'n'B, Soul oder Pop gezählt werden können – etwa von Beyoncé, Mary J. Blige, Whitney Houston, Nas, Busta Rhymes oder Jay Z, mit dem er 2011 eine Grammy-Auszeichnung für die beste Rap-Performance eines Duos bekommen hat. Kanye West beschrieb ihn als besten Rap-Produzenten aller Zeiten; dennoch arbeitet er nicht ausschliesslich mit R'n'B-Musikern sowie Rappern, sondern beispielsweise auch mit Gwen Stefani oder Limp Bizkit.

Fünf Kinder

Was ein Produzent genau tut, ist in der Welt der Musik fast so unterschiedlich wie in der des Films. Es komme darauf an, sagt Swizz Beatz, wie viel der jeweilige Künstler selber mitbringe. Es gebe solche, die hätten mehr oder weniger fertige Songs dabei, wenn sie ins Aufnahmestudio kommen. Und andere hätten sehr wenig, ausser ein paar Textzeilen sozusagen nichts; Letztere machten den grösseren Teil seiner Kundschaft aus, sagt er. «Oft ist die Idee für einen Song von mir. Dann schreibe ich den Refrain, manchmal auch noch die *hookline* [eingängige Melodiephrase] und die *bridge* [den überleitenden Teil]».

Es tönt, als wäre Dean ausgelastet. Er hat aber zudem fünf Kinder; vier Söhne und eine Tochter, von vier Frauen: einer britischen Sängerin; einer Amerikanerin, über die in gängigen Nachschlagewerken nichts zu finden ist; einer amerikanischen Sängerin und Songschreiberin, die bei seinem Label Full Surface Records unter Vertrag war, sowie von Alicia Keys. Mit der Musikerin, die bisher 15 Grammy-Auszeichnungen gewann und 30 Millionen Alben verkaufte, hat er die Söhne Egypt Daoud, 7, und Genesis Ali, 3. Sein Vermögen wird vom Youtube-Kanal *The World's Richest Rappers* auf 65 Millionen Dollar geschätzt, sein Jahreseinkommen auf 13 Millio-

nen. Ich bat um eine Bestätigung der Zahlen sowie eine Erklärung, wie er sein wahrscheinlich recht kompliziertes Leben und die damit verbundene Logistik bewältige. Er sagte: «No comment.» Sowie, dass das Leben so kompliziert respektive unkompliziert sei, wie man es sich mache. «I am a student of life, you know?» (Ich bin ein Student des Lebens, verstehen Sie?)

Von 2014 bis 2017 war er auch Student der Wirtschaft, er schloss die Master-of-Business-Administration-Ausbildung an der Harvard University ab, wo es einen Lehrgang nur für Geschäftsinhaber und -führer gibt. «Von der Bronx nach Harvard» lautete die Überschrift bei *Billboard*, dem Musik-Fachmagazin. Was

war seine wichtigste Lektion, die er in der Bronx lernte? Und die wichtigste in Harvard? «Es zählt nicht, wo du herkommst, sondern, wo du hingehst», sagt er über die Bronx. Und über Harvard: «Die meisten Leute sind nicht so gescheit, wie sie tun.» Wohingegen einige weniger gescheit täten, als sie seien – er zum Beispiel. Bevor er in Harvard war, habe er sich in Sitzungen nicht adäquat ausdrücken können. Was aber keine Hinweise darauf zulasse,

dass er es intellektuell nicht draufhabe. Jetzt spreche er zusätzlich die Geschäftssprache. Hat das sein Leben als Geschäftsmann verbessert? – «Oh, yeah, zu einer Million Prozent, Mann.»

Schlechte Menschenkenntnis?

Was zur Story, wie am Anfang erzählt, zurückführt: Weshalb hat er sich – zwar vor der Harvard-Business-Schule, aber lange nach den ersten selbstverdienten Millionen – auf Jho Low eingelassen, den angeklagten Supergrossbetrüger aus Malaysia? War es bloss schlechte Menschenkenntnis? Oder wollte er, schlimmer, eine zusätzliche Einkommensgelegenheit, egal, ob diese nötig und/oder den allfälligen Rufschaden wert war, nicht verpassen? «No comment», sagt er und lächelt vermutlich, man sieht es nicht wegen der Brille. «Stimmt die Geschichte denn, haben Sie 800 000 Dollar von Jho Low angenommen?» – «No comment.» – «Okay, nehmen wir an, Sie haben sie angenommen – wäre eine fünfzehnminütige Show von Ihnen 800 000 Dollar wert?» – «Worauf Sie einen lassen können, oh, yeah.»



Mit Kanye West (l.).

Sein Vermögen wird auf 65 Millionen Dollar geschätzt, sein Einkommen auf 13 Millionen pro Jahr.



Die Bibel

Die Revolte

Von Peter Ruch

Absalom sagte zu jedem, der zum König wollte: *Sieh, deine Sache ist gut und recht, aber du hast beim König niemanden, der dich anhört. Würde man doch mich einsetzen als Richter im Land! Dann könnte jeder zu mir kommen* (2. Samuel 15,3 f.). – Revolten werden seit je gleich angezettelt: Man bringt den Leuten bei, es geschehe ihnen Unrecht und ihre Lage wäre besser, wären die Revoltierenden an der Macht. Im Jahr 1968 war ich im ersten Lehrjahr als Radioelektriker. In den Pausen des allwöchentlichen Gewerbeschulunterrichts in Basel tauchten plötzlich Uni-Studenten auf. Sie waren auf der Suche nach Proletariern, die von Kapitalisten ausgebeutet wurden. Da wir wenig – ich nur vierzig Franken monatlich – verdienten, wurden sie fündig. Sie zeigten sich begeistert und luden uns zu Veranstaltungen ein. Wir dankten ihnen herzlich und gingen nicht hin. An der Gewerbeschule unterrichtete uns in Deutsch, Staats- und Wirtschaftskunde ein Lehrer namens Otto Stich. Sein Unterricht war hervorragend, und als SP-Nationalrat war er nahe am Puls. Deshalb wurde ich für ein paar Jahre SP-Wähler. Zugleich las ich die neuen Romane von Solschenizyn. Ich begann zu ahnen, dass Freiheit die Voraussetzung für Gerechtigkeit ist, nicht umgekehrt. Die Achtundsechziger hielten zum Sowjetsystem. Als Stich 1983 Bundesrat wurde, verlor die nach links gerutschte SP die Fassung. Ihr Wähler war ich längst nicht mehr.

Absalom hatte vor seinem Aufstand einen Ehrenmord begangen und wurde schliesslich selbst getötet. Sein Vater David war an der Krise nicht ganz unschuldig. Für jede Revolte lässt sich ein Grund finden. Aber fast jede Revolte verschlechtert die Gesamtlage. Die achtundsechziger Revolte, eine Kulturrevolution in Zeitlupe, zersetzte vieles und baute nichts auf. Den grössten Schaden erlitt das Bildungswesen. Die Umwälzungen bis zum Lehrplan 21 tragen ihre Handschrift: Missachtung der Entwicklungspsychologie, Abbau der Chancengleichheit, Sicherung der Manipulierbarkeit. 1968 ist noch lange nicht überwunden.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Öde Monokultur: Han Solo (Alden Ehrenreich) im «Star Wars»-Ableger «Solo».

Kino

Eine Steckrübe im Kosmos

«Solo» offenbart, was rauskommt, wenn die «Star Wars»-Saga bis zum letzten Tropfen ausgewungen wird: heisse Luft.

Von Wolfram Knorr

Geht es so weiter, wird man für «Star Wars» bald auch jemanden brauchen wie einen Ritter von Köchel, der Mozarts Tonwerke im Köcherverzeichnis ordnete. In «Deadpool 2» heisst's mal, auf die Vor-, Nach- und Nebenepisoden der Leias, Solos, Lukes, Jedis, Darth Vaders und Wookiees bezogen: «Da ist doch jeder Vater und hat ein Verhältnis mit der Schwester.» Stimmt. Wer den auswuchernden Stammbaum der «Star Wars»-Genealogie nicht aus dem Effeff beherrscht, verheddert sich im Unterholz. Jetzt hat man auch noch begonnen, die Figuren des Clans «auszukoppeln», ihnen eigene Storys zu widmen. Wer blickt da noch durch ausser den Kassenwarten, die die Moneuten zählen? Als Han Solo als erster Freigänger angekündigt wurde, dem dann Obi-Wan Kenobi und andere folgen werden (eine TV-Serie ist auch noch im Köcher), reagierten die Fans wie auf pawlowsche Klingelzeichen.

Wer nicht zu den Nerds gehört, kann nur noch stöhnen über das Business, das zum Riesenrangierbahnhof geworden ist, auf dem ständig neue Zugskompotionen zusammengestellt und auf die Reise ins kassenträchtige Traumland geschickt werden. Auch die Superhelden-Mischpoke von Marvel und DC sprang natürlich auf den Zug und stoppelt Spin-offs aus der X-Men-, Avengers-, Justice-League- und anderen Cliques zusam-

men. Eine pure Zitronenauspresserei. Flöten geht dabei jede Innovation. Alles nur noch Fastfood. Feinkost ist weit weg. Der Blockbuster-Fortsetzungswahn ist öde Monokultur.

Bis nur noch Knochen bleiben

Und nun also «Solo: A Star Wars Story», ungefähr zehn Jahre vor «Star Wars: Episode IV» spielend. Solo, der Luftikus, der galaktische Halldori, ist das Herz der Saga, und Harrison Ford hat der Figur ein unverwechselbares Charisma gegeben. Er war der kosmische Errol Flynn, der mit seiner Raum-Schrottmühle durchs Universum gurkte, so wie einst der rote Korsar durch die Meere gepflügt hatte. «Kommt näher», lautet die Verlockung in «The Crimson Pirate» (1952), «und stellt keine Fragen. Glaubt nur, was ihr seht. – Nein, glaubt nicht einmal die Hälfte davon!» Harrison Ford verkörperte genau diesen Schaubühnengeist und sorgte für den Charme der Fabel (und damit für ihren Erfolg). Alden Ehrenreich («Hail, Caesar!») hat nun die Rolle des Solo übernommen. Eine ziemliche Hypothek.

Und der Novize schafft und schafft redlich, aber er schafft es nicht. Zwar wird er auf seinem Heimatplaneten Corellia gejagt und kunioniert, durch Schlamm und über Schlachtfelder getrieben, darf auch küssen, wirkt dabei aber wie ein Erstsemester-Student, der Anima-

teur einer Adventure-Show werden möchte. Sein schelmisches Grinsen (das wohl an Ford erinnern soll) ist künstlicher als das Verhalten des Androiden L3. Apropos künstlich: Das Drehbuch von Lawrence und Jonathan Kasdan, das die Heldenruppe irgendwie zwischen Imperium und Rebellen ansiedelt, ist wie mit Kernseife in die Sterilität geschrubbt. Immerhin erfährt man, wie Han zum Nachnamen Solo kam: Weil er keinen hatte, schrieb ein Beamter «Solo». Auch wie er Chewbacca traf, wird treuherzig protokolliert. Aber will man das wissen? Mit dieser Abhakerei wird nichts lebendig, entsteht keine Emotion. Das passiert eben, wenn eine blutvolle Saga derart gnadenlos geschlachtet wird, bis nur noch Knochen bleiben, an denen nix mehr dran ist: keine Nonchalance, kein Esprit, kein sardonischer Spass.

Getilgter Humor

Selbst jene Mitstreiter, wie etwa Woody Harrelson als Schmuggler Beckett oder Paul Bettany als Grossschurke Vos, agieren völlig lustlos. Von den jungen Regietalenten Chris Miller und Phil Lord («The Lego Movie»), die zunächst engagiert waren, heisst es, sie hätten die Story ironisieren wollen. Aber Kreativität ist in dem Genre verpönt, also wurden sie gefeuert und von der Produzentin Kathleen Kennedy, nachdem schon Millionen verbuttert waren, durch Altmeister Ron Howard («Apollo 13») ersetzt. Und der hat gnadenlos jeden Hauch von Humor oder Ironie getilgt und offenbar keinerlei Interesse daran gehabt, den Titelhelden emotional aufzurüsten (was dringend notwendig gewesen wäre). Vermutlich, so geht das Gerücht, sei das gar nicht möglich gewesen: Ehrenreich habe sich wie eine Steckrübe verhalten. So spielt er auch, aber sein rustikales Outfit ist prima. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

The Third Murder — Ein Anwalt übernimmt die Verteidigung eines Mörders, dessen Tat feststeht. Doch im Laufe der Gespräche zwischen Mandant und Verteidiger steht bald gar nichts mehr fest. Ein wenig angelehnt an Akira Kurosawas «Rashomon», erzählt der Japaner



Vertrackter Justizthriller: «The Third Murder».

Hirokazu Koreeda («Like Father, like Son») einen vertrackten Justizthriller um Wahrheit und Gerechtigkeit. ★★★★★

L'apparition — Ein erfahrener Reporter (Vincent Lindon), dessen Freund und Kollege im Irak gefallen ist, erhält vom Vatikan den Auftrag, die Jungfrauen-Erscheinung, die eine 18-Jährige hatte, zu untersuchen, obwohl er mit Religion nichts am Hut hat. Seine Faktentreue ist gefragt. Doch dann gerät er in Konflikt damit. Schritt für Schritt wird daraus ein «Gewissensthiller». ★★★★★



Sehenswert: «Nothingwood».

Nothingwood — Er heisst Salim Shaheen, ist Afghane, Schauspieler, Produzent und Regisseur, hat 109 Spielfilme gedreht, ein Star vieler Afghanen, aber auch ein Feind der Taliban. Die Französin Sonia Kronlund hat über diese – man muss fast sagen – sagenhafte Figur einen Dok-Film gedreht. In Deutschland läuft er unter dem Titel «Meister der Träume», was präzise das Wesen Shaheens trifft. Wie sich dieser Mann, der nicht lesen und schreiben kann, in einem derart gebeutelten, gefährlichen Land seine Träume nicht nehmen lässt, ist unbedingt sehenswert. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Loveless Regie: Andrey Zvyagintsev	★★★★★
2	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★☆
3	Wonderstruck Regie: Todd Haynes	★★★★☆
4	No Way Out Regie: Joseph Kosinski	★★★★☆
5	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
6	3 Tage in Quiberon Regie: Emily Atef	★★★★☆
7	A Quiet Place Regie: John Krasinski	★★★★☆
8	Deadpool 2 Regie: David Leitch	★★★☆☆
9	Isle of Dogs Regie: Wes Anderson	★★★☆☆
10	Lady Bird Regie: Greta Gerwig	★★★☆☆

Jazz

Die harte Arbeit der Lyrik

Von Peter Rüedi

Die Lyrik ist eine verkannte literarische Gattung. Ein weitverbreiteter Irrtum ist, sie sei eine Kunst, die ihrem Autor zufällt, aus dem Nichts, sozusagen ohne Arbeit. Dabei gilt auch für die Lyrik der bekannte Satz von Karl Valentin: «Kunst ist schön. Macht aber viel Arbeit.» Kommt dazu, dass man dem Gedicht die Arbeit seiner Herstellung nicht anmerken darf. Nicht nur ist der Umstand, dass das Gedicht schön sein will, «seine Peinlichkeit, sein Skandal, der Dorn im Auge des regierenden Kunstbegriffs» (Peter von Matt), es muss auch noch die Mühe verleugnen, die es seinen Autor gekostet hat. Ein anderes Missverständnis: Lyrik sei eine Kunst des Vagen, ein gefühliges Ungefähr, ein Hobby verwöhnter Salondamen oder liebeskranker Teenager. Dabei sind Gedichte die hohe Schule der Konzentration, der Verdichtung. Es ist kein Zufall, dass einige der grössten Prosaisten der Weltliteratur, allen voran Gottfried Keller, als Lyriker begannen und den Kern ihres Werks in Gedichten vorwegnahmen. Doch Schluss mit Literatur, hier geht's um Musik.

Was für die Lyrik gilt, trifft allerdings auch für «das Lyrische» in der Musik zu. Also etwa für die differenzierte, fein gearbeitete, präzise, bei aller Introspektion nie «gefühlige» Klavierkunst von Marc Copland. Er ist ein Meister der starken leisen Töne, nicht nur, aber vor allem in diesem pianistischen Selbstgespräch (*a conversation with himself*) mit dem schönen Titel «Nightfall» und van Goghs berühmter «Sternennacht über der Rhone» auf dem Cover. Copland setzt mit «Jade Visions» von Scott LaFaro auch dessen einstigem Bandleader Bill Evans und dessen epochalem Live-Album «Sunday at the Village Vanguard» ein Denkmal (als Evans' Epigone wird er mancherorts missverstanden). Neben drei schönen Eigenkompositionen nimmt er auch Erfindungen von langjährigen Weggefährten und Wahlverwandten auf: den Gitarristen Ralph Towner und John Abercrombie und dem Bassisten Gary Peacock. Musik, die ans Herz wie an den Verstand rührt und auf die der Name des Plattenlabels, Inner Voice Jazz, zutrifft. Es ist Coplands eigenes.



Marc Copland: Nightfall. Inner Voice Jazz IVJ 104

Hauptprobe für den D-Day

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Es war der Anfang vom Ende der Nazi-Herrschaft in Europa. Kaum bekannt ist, dass dem historischen Akt ein Testlauf vorausgegangen war. In einer Aprilmacht stachen 30 000 Mann in See. Die Mission endete für viele tödlich. *Von Giles Milton*

Es war drei Minuten nach zwei Uhr morgens am 28. April 1944. Eine Flottille amerikanischer Kriegsschiffe fuhr auf Slapton Sands an der Küste von Devon im Südwesten Englands zu: eine höchst wichtige Übung in Hinblick auf die Landungen am D-Day.

«Exercise Tiger» war die 300 Schiffe und 30 000 Mann umfassende Hauptprobe für die grösste amphibische Landung der Geschichte. Sie sollte den Kommandierenden der Alliierten erlauben, ihren Schlachtplan für die Normandie zu justieren.

Angelo Crapanzano war einer der Beteiligten. Er befand sich im Maschinenraum der «LST 507» – eines Schiffs, das Panzer direkt am Ufer absetzen konnte – als diese plötzlich von

In wenigen Minuten waren 638 Militärangehörige umgekommen.

einer gewaltigen Explosion erschüttert wurde. «Ich hatte das Gefühl, rückwärts in die Luft zu fliegen, und als ich wieder runterkam, musste ich irgendwo meinen Kopf angeschlagen haben und ein paar Sekunden lang bewusstlos gewesen sein, denn jetzt war etwas Kaltes auf meinen Beinen», erinnerte er sich später.

Als er wieder zu Bewusstsein kam, fragte er sich, ob sein Schiff von einem Torpedo getroffen worden sei. Dem war in der Tat so. Ein deutsches Geschwader war zufällig auf die Alliierten-Flottille gestossen und hatte sofort das Feuer eröffnet.

«Das Schiff brannte», sagte Crapanzano. «Es war gespalten ... Feuer brannte vom Bug bis zum Ruderhaus.» Auch das Meer brannte, weil die Brennstofftanks zerrissen worden waren und Öl ins Wasser geflossen war.

Die «LST 507» war nicht das einzige Schiff, das getroffen worden war. Crapanzano sah, wie ein zweites Landungsschiff, die «LST 531», angegriffen wurde. Es sank binnen zehn Minuten, wobei fast alle an Bord umkamen. Auch ein drittes Schiff ging nach einem deutschen Treffer in Flammen auf.

Ungefähr um 2.20 Uhr begriff der Kapitän von Crapanzanos Schiff, dass es verloren war. «Das Deck, auf dem sich die Panzer befanden, brannte wie verrückt. Es war der reinste Gasherd. Und die ganze Hitze stieg zum Oberdeck.» Es kam der Befehl, das Schiff zu verlassen.

Crapanzano riss sich zusammen und sprang aus zwölf Meter Höhe ins Meer. Der Aufprall



«Wenn ihr einschlaft, seid ihr tot.»

war hart, und er tauchte tief ein. «Es war eiskalt. Es war unglaublich, unglaublich kalt.» Doch die Kälte blieb nicht lang sein Hauptproblem: Er musste dem brennenden Treibstoff auf der Wasseroberfläche ausweichen.

Von den zwölf Rettungsflößen auf dem Landungsschiff war nur eines zu Wasser gelassen worden. Es war völlig verbrannt, aber Crapanzano und zehn andere vermochten sich daran festzuklammern. Verzweifelt stiessen sie sich mit den Beinen vom Schiff ab, um nicht mit hinuntergerissen zu werden, als es sank.

Crapanzano wurde Zeuge von Szenen, die ihn jahrelang verfolgen sollten: «Ich sah Leichen ohne Arme, ohne Köpfe, aufgeplatzte Köpfe, Sie glauben nicht, was da zum Teufel los war.»

Neun deutsche Schnellboote hatten die alliierte Flotte angegriffen, als diese auf Slapton Sands zuhielt. Der Angriff war heftig und schnell erfolgt. Drei der LST-Landungsschiffe

waren schrottreif, und ein viertes war beim Beschuss durch die eigene Seite schwer beschädigt worden. Bevor die Alliierten zurückschlagen konnten, waren die Schnellboote bereits entwischt.

In wenigen Minuten waren 638 Militärangehörige umgekommen, und viele andere kämpften, mit den Armen und Beinen um sich schlagend, gegen das brennende Wasser an und hofften verzweifelt auf Rettung. Doch Crapanzano und seinen Kameraden kam niemand zu Hilfe. Die Probelandung sollte dem deutschen Angriff zum Trotz fortgesetzt werden, die übriggebliebenen Schiffe hielten mit Höchstgeschwindigkeit auf Slapton Sands zu und liessen die Toten und Sterbenden im Wasser hinter sich zurück.

Die Landungen am Strand führten zur zweiten Tragödie dieses Tages. General Eisenhower, der Oberkommandierende der Alliierten, hatte

befohlen, scharfe Munition zu verwenden, damit die Soldaten die Erfahrung echter Kampfbedingungen machen konnten. Das war eine katastrophale Entscheidung, die dadurch noch verschärft wurde, dass man die ganze Übung zeitlich falsch berechnet hatte. Der britische Kreuzer «HMS Hawkins» beschloss den Strand noch immer mit Granaten, als die Soldaten an Land stürmten, weshalb 308 weitere Soldaten umkamen. Die Landung wurde zum Blutbad.

Während die Soldaten an Land also von der eigenen Seite beschossen wurden, kämpfte Angelo Crapanzano im eisigen Wasser um sein Leben. Da ihm die Gefahr der Unterkühlung deutlich bewusst war, versuchte er, die zehn sich ans Floss klammernden Männer anzufeuern. «Ich sagte ihnen immer wieder: «Egal, was ihr tut, schlaft bloss nicht ein. Wenn ihr einschlaft, seid ihr tot.»»

Doch einer nach dem anderen verlor das Bewusstsein und wurde vom Meer verschlungen. Bald waren nur noch Crapanzano und ein einziger Kamerad übrig.

Aus den Aufzeichnungen getilgt

Sie waren seit viereinhalb Stunden im Wasser, als Crapanzano ein schwaches Licht bemerkte. «Ich sehe dieses Licht, das rauf- und runtergeht, und es scheint grösser zu werden. Da denke ich gleich: «Es kommt Hilfe.»»

Dem war auch so. Das Licht stammte von der «LST 515», einem der Landungsschiffe, die verspätet wieder aufs Meer hinausgefahren waren, um nach Überlebenden zu suchen. Als die Besatzungsmitglieder die Wasseroberfläche absuchten, entdeckten sie Crapanzanos Kopf. Zuerst hielten sie ihn für eine weitere Leiche, doch dann sah einer, dass er sich bewegte: Crapanzano war am Leben.

Er wurde aus dem Meer gefischt, in Decken gewickelt und schliesslich in ein Krankenhaus der Grafschaft Dorset gebracht, wo er wieder gesund wurde. Erst nach mehreren Tagen erfuhr er, wie gross die Katastrophe von Slapton Sands tatsächlich gewesen war: «Exercise Tiger» hatte 946 amerikanische Militärangehörige das Leben gekostet.

Alle Beteiligten mussten schwören, die Operation geheim zu halten. Einerseits war es lebenswichtig, dass die Deutschen nichts von dieser Probelandung erfuhren. Die gewaltigen Verluste waren aber auch höchst peinlich für das Oberkommando der Alliierten, welches die Sache auch darum unbedingt unter Verschluss halten wollte.

Das blieb sie viele Jahre lang: eine Kriegsepisode, die bewusst aus den Aufzeichnungen getilgt wurde. Erst vierzig Jahre später, 1984, wurde endlich ein Denkmal errichtet für all die Männer, die bei der Probelandung für den D-Day ihr Leben verloren hatten.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**
Lesen Sie nächste Woche:
«Geflügelter Retter in der Not»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Nach dem Tod unserer Eltern ist unter uns drei Geschwistern ein wüster Streit über das Erbe entbrannt. Jeder fühlt sich bei der Aufteilung hintergangen. Dabei haben wir alle das Geld nicht nötig. Ich bin nahe daran, zu sagen: «Dann nehmt doch alles, aber lasst mich in Ruhe!» Weshalb ist es nicht möglich, so etwas auf zivilisierte Weise durchzuziehen?

Erbschaftsstreit ist Alltag. Vor allem dort, wo für alle genug vorhanden ist und die Erben «das Geld nicht nötig haben» – wie Sie schreiben. Glücklicherweise die Familien, bei denen der Erblasser nichts hinterlässt, denn für Erbstreit ist da kein Platz. Es wundert einen oft, wie kleinlich Erben plötzlich sind. Es kommt auf einmal eine uns bisweilen unbekannte Seite zum Vorschein. Plötzlich bricht eine unerklärliche Habgier aus. Und dies in durchaus «zivilisierten» Verhältnissen. Die Zivilisation ist eben nicht so makellos, wie das oft dargestellt wird. Der Mensch ist eben nicht nur solidarisch und grosszügig veranlagt, auch wenn er das selbst oft meint und ger-

ne nach aussen darstellt. Bei Erbteilungen tritt dieser Mangel leider oft zutage. Wie soll man vorgehen? Am besten nähert man sich der Sache illusionsfrei und geht in streng rechtlicher Weise vor. Das Recht ist unpersönlich, es neutralisiert aber auch die emotionalen familiären Aufwallungen, die einer gerechten Verteilung oft im Wege stehen. Es ist gut, wenn man dem realistisch ins Auge schaut und alles frühzeitig, möglichst durch einen Dritten, einen «Erbvollstrecker» – eventuell in Absprache mit den Erben, vielleicht sogar mit Erbvertrag –, regeln lässt.

Wenn Sie die Sache während der Erbteilung derart aufregt, dass Sie lieber auf alles verzichten, um Ihre Ruhe zu haben, dann tun Sie das. Doch müssen Sie nicht glauben, dass Ihnen Ihre beiden Geschwister dann besonders zugeneigt sind. Sie haben durch den grosszügigen Verzicht den beiden gezeigt, dass sie Streithähne und raffgierig sind, während Sie sich als friedliebendes und rücksichtsvolles Mitglied der Familie darstellen. Das haben vor allem die Streithähne nicht gerne. Versuchen Sie, einen Dritten – von ausserhalb – als Erbvollstrecker ins Spiel zu bringen. Dann werden Streit, Neid und Habgier wenigstens gemindert, und die Erbteilung kann abgeschlossen werden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

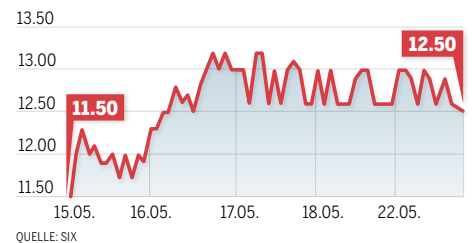
Gewinner der Woche

Die Überlebende

Bekommt Valartis irgendwann wieder Boden unter den Füßen? Nachdem die Gruppe ihre Schweizer Privatbank 2014 an die Banque Cramer verkauft hatte, folgte 2015 der Verkauf der Österreicher Einheit. 2016 ging die Liechtensteiner Tochter in neue Hände über. Dank dem frischen Geld konnte im letzten Oktober die seit 2015 bestehende Nachlassstundung aufgehoben werden. Auf dem Papier ist Valartis damit saniert und kann von null beginnen. Von seiner alten Grösse ist die Firma aber Lichtjahre entfernt. Um die Jahrtausendwende waren die Papiere der damaligen OZ-Gruppe, als Platzhirsch im Derivategeschäft, über 200 Franken wert. 2005 übernahm der ehemalige Jelmoli-Chef Gustav Stenbolt die Mehrheit am Unternehmen, die er bis heute hält. Er

Aktienkurs der Valartis Group

Vom 15. bis 22. Mai 2018, in Franken



wollte Valartis zu einer kleinen Universalbank ausbauen, was zunächst zu gelingen schien. Die Landung nach der Finanzkrise war wie erwähnt hart. Aber: Noch ist Leben in der Firma. *Florian Schwab*



Thiel

Zeckenplage

Von Andreas Thiel

Berset: Zecken stellen eine gesundheitliche Bedrohung dar. Wir müssen etwas gegen die Zecken tun.

Leuthard: Ich schlage die Einberufung einer internationalen Zeckenkonferenz vor, an welcher ich die Schweiz vertreten werde.

Berset: Und wo soll die stattfinden?

Leuthard: Wie immer an einem schönen Ferienort.

Cassis: Wir sollten nichts tun, ohne es vorher mit Brüssel abgesprochen zu haben. Falls wir eine grössere Kampagne planen, ist die EU vielleicht daran interessiert, dass wir ihr ebenfalls eine solche Kampagne finanzieren.

Sommaruga: Ich werde umgehend Angela anrufen, und fragen, was wir tun sollen.

Parmelin: Wir sollten das Übel bei der Wurzel packen und die Zecke dort bekämpfen, wo sie herkommt. Wo kommt die Zecke her?

Maurer: Aus dem Wald.

Berset: Dann sollten wir uns bei der Sensibilisierungskampagne auf den Wald konzentrieren.

Sommaruga: Das Ziel darf aber nicht sein, die Zecke zu bekämpfen. Das Ziel muss es sein, die Zecken in den Wald zu integrieren.

Schneider-Ammann: Wir können der Bevölkerung doch einfach erklären, wie sie sich gegen Zecken schützen kann.

Maurer: Wie schützt du dich denn gegen Zecken?

Schneider-Ammann: Durch gesunde Ernährung.

Sommaruga: Du ernährst Dich gesund?

Schneider-Ammann: Ich esse zum Frühstück Brot mit Butter und Käse, zum Znüni einen Landjäger oder ein gekochtes Ei mit Mayonnaise, zum Zmittag Fleisch mit einer Kohlenhydratbeilage, zum Zvieri einen Nussgipfel oder eine Zimtschnecke und zum Znacht Spiegelei mit Speck.

Sommaruga: Das nennst du eine gesunde Ernährung?

Schneider-Ammann: Durch diese Ernährung bildet sich eine abwehrende Fettschicht unter der Haut. Keine Zecke kommt hier durch zum Blut. Da kriegt die vorher eine Leberzirrhose.

Sommaruga: Das soll gesund sein? Das ist doch zum Lachen.

Schneider-Ammann: Rire c'est bon pour la santé.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Bulgarischer Zauber

Weltstar und Wahlzürcherin Vesselina Kasarova auf der Bühne der Maag-Halle; Exklusives Bed and Breakfast im Seefeld. Von Hildegard Schwaninger

Es war ein Moment des ganz grossen Glücks für Meglena Ivanova Plugtschieva-Alexandrova, Botschafterin von Bulgarien in der Schweiz und in Liechtenstein, als sie auf die Bühne der Maag-Halle in Zürich trat, um ihre Landsmännin Vesselina Kasarova zu begrüßen, die dort mit dem Zürcher Kammerorchester (ZKO) ein Konzert gab. Vesselina Kasarova ist ein Weltstar, lebt seit 28 Jahren in Zollikon, ist – dank Heirat mit dem Juristen Roger Kaufmann – längst Schweizerin. Aber stets betont sie die Verbundenheit mit ihrer alten Heimat, und die Botschafterin sagte zur Mezzosopranistin: «Du bist unser Schatz.» Die Ambassadorin war mit einer grossen Delegation (auch Botschaftsvertreter anderer Länder) aus Bern angereist, vorher gab sie einen Cocktail für ihre Gäste aus, nicht ohne Stolz darauf, dass Bulgarien als junges EU-Mitglied zurzeit die EU-Ratspräsidentschaft innehat.

Die Botschafterin dankte Vesselina Kasarova, «dass sie – unser Schatz – uns hilft, unser Land mit seiner 1400 Jahre alten Geschichte und mit seiner Kultur noch beliebter zu machen – und uns mit der magischen Kraft der bulgarischen Volksmusik bezaubert».

Vesselina Kasarova, jetzt blond und gertenschlank (was in einem hautengen, hochgeschlitzten, schulterfreien schwarzen Kleid gut zur Geltung kam), sang einige bulgarische Volkslieder. Sie sind sehr ernst und wurden – man kennt Kasarovas Gesangkunst und ihr dunkles Timbre – hochdramatisch vorgetra-

gen. Dann kam Mozart, das Publikum – so schade, dass der Saal nur halbvoll war – war begeistert. Vesselina Kasarova trug gar keinen Schmuck, liess allein ihre Ausstrahlung und ihr Lächeln wirken.

Diese Frau hat einen Zauber. Der kam ein paar Tage vorher auch im Golfklub Zumikon zum Strahlen, wo es einen Abend mit Vesselina Kasarova gab. Der Publizist Hans-Ueli von Erlach interviewte die Künstlerin, dann sang sie drei Lieder. Solche Abende soll es im Golfklub Zumikon in Zukunft öfters geben, sie werden in Zusammenarbeit mit dem ZKO-Direktor Michael Bühler veranstaltet.

Treffpunkt Signaustasse 6: Einige Vertreter der Zürcher Haute Volée folgten der Einladung in eine exklusive Villa im Zürcher Quartier Riesbach, wo es ein erstes Durchschlüsselloch-Schauen gab zu einem interessanten Projekt. Eine Villa, die einst im Besitz der Familie Keller war (DKSH), wurde zu einem Gästehaus umgebaut, «Signau House & Garden», das ab sofort vermietet wird. Drei Ehepaare haben sich zusammengetan und die Liegenschaft 2014 gekauft. Wo ein halbes Jahrhundert ein Bürohaus stand, ist heute eine elegante Bed-and-(auf Wunsch auch-) Breakfast-Villa. Das günstigste Zimmer kostet 280 Franken pro Nacht, die Suite 650 Franken.

Initiant des Projekts «Signau House & Garden» ist Stefan Preiss, der orthopädische



Fast verliebt

Womansplaining

Von Claudia Schumacher

Ich bin eine Womansplainerin!», erklärt Meine Freundin Marion nach dem dritten Spritz, und es bricht dermassen aus ihr raus, dass sie mich beim Reden anspuckt. Während ich mir die Nase abwische, fügt sie

im Scherz an: «So, es ist raus – und jetzt hör mir zu und lass mich ausreden!» Tatsächlich kann ich sie danach nicht mehr unterbrechen.

«Seit ein paar Jahren bin ich freiwilliges Opfer von Mansplainern», holt sie aus, «wie bei vielen Frauen hat sich mein Beuteschema Mitte zwanzig geändert. Aufreissertypen mit zu viel Humor und Testosteron, die mich im Sturm erobern und mir vor anderen an den Hintern greifen? Fand ich mal nicht ganz reizlos, aber die können mir heute echt gestohlen bleiben. Diese Veränderung war keine Kopfentscheidung, meine Sexualität ist einfach anders jetzt. Und als es passierte, hab ich's nicht mal verschaltet.

Jedenfalls können heute ein Wikinger und ein Holzfäller im Tram direkt vor meiner Nase stehen – und ich remple die beim Aussteigen an, weil ich die gar nicht sehe. Bin ich aber in einem Saal mit Hunderten Menschen, wittere



«Unser Schatz»: Sängerin Kasarova.



Neu für Gäste: «Signau House».



Am Pre-Opening: Müller-Möhl.

Chirurg, der in der Villa nebenan aufgewachsen ist, mit seiner Frau **Gré-Gré Stocker** (Arzttochter). Sein Kollege **Dezsö Jeszenszky** (auch Chefarzt in der Schulthess-Klinik), dessen Frau **Claudia Rohner** und **Hans Syz**, der Privatbankier (Märki Baumann) und Filmproduzent, der mit den früheren Besitzern verwandt ist, und seine Frau **Bea Syz** ergänzen das Team, das dieses Projekt realisiert hat. Die Villa ist sehr gepflegt eingerichtet, hat einen eleganten Garten, man kann sie auch für Events mieten. Im Keller gibt es einen Kinosaal. Nach einem Architekturwettbewerb wurde der Umbau vom Architekturbüro Edelaar Mosayebi Inderbitzin realisiert.

Thomas Preiss, der mittlerweile über 90-jährige legendäre Chirurg und Ex-GC-Präsident, kam mit seiner Frau **Silva Preiss**, der Künstlerin, zum Pre-Opening. Beide waren sichtlich stolz und erfreut über das, was ihr Sohn **Stefan Preiss** mit den Kollegen im Nachbarhaus verwirklicht hat. Unter den Gästen: Ärztin **Brida von Castelberg**, **Ellen Ringier**, **Carolina Müller-Möhl** und **Raymond Bär**, **Tobias Trevisan** und Künstlerin **Eugenia Burgo**, die Schauspieler **Joel Basman** und **Tamara Cantieni** sowie **Christian Jott Jenny**, der in den letzten Vorbereitungen zum Festival da Jazz in St. Moritz (Eröffnung am 5. Juli) steckt. Die Gastgeber waren selbst überrascht über das grosse Interesse an ihrem Projekt. Jedenfalls waren die angebotenen Sandwiches im Nu aufgegessen, so dass sich die Gäste am Schluss mit trockenem Brot begnügen mussten, das in der Küche noch aufgetrieben wurde.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

ich den einen Mann mit den sensibelsten Augen und dem enzyklopädischen Charakter garantiert aus der Menge raus. Und sagt dann eine andere Frau: «Hey, vergiss den Typen, der hält sich für wahnsinnig schlau, mega ätzend, das ist voll der Mansplainer!», dann kann sie davon ausgehen, dass ich – jetzt erst recht! – wie eine wildgewordene Jägerin direkt auf den zusteure. Stehe ich dann vor ihm, bin ich in Sekundenbruchteilen paarungsbereit. Und gehen wir am nächsten Tag durch die Stadt und er entpuppt sich als Audioversion von Wikipedia, lässt sich von allem triggern, was wir sehen, und erklärt mir nonstop die Geschichte der Stadt, die Mechanik von Zügen, das Wetter, die Musikgeschichte, und lässt er dabei auch die Genetik von Kellerasseln nicht aus: Dann bekomme ich garantiert einen Eisprung.

Insofern kann ich überhaupt nicht verstehen, warum sich andere Frauen neuerdings

so über Erklärbares aufregen. Für mich sind das die Geilsten. Das ganze Gerede übers Mansplaining hat mich aber darüber nachdenken lassen, wie ich selber bin.

Und zwar denke ich viel über Beziehungen nach. Dann erkläre ich den Männern ihr Sozialverhalten und die Dynamik zwischen uns, und ja, ich finde manchmal schon, sie könnten sich mehr Mühe geben. Wahrscheinlich müsste ich dringend damit aufhören. Erst wenn wir Frauen unsere Männer die Welt der Gefühle selbst entdecken lassen, ihnen da auch was zutrauen und selber Macht abgeben, leben wir in einer Zeit der beidseitig mündigen Partnerschaft, oder?» Marion schaut mich erwartungsvoll an. Aber bevor ich antworten kann, sagt sie: «Es ist nur so schwer, den Mund zu halten, wenn man es besser weiss!»



Unten durch

Tobelbach

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, es ist deine tiefe Überzeugung, dass Gott die Gärten erschaffen hat, damit wir in ihnen grillen. Aber natürlich nicht mit diesen Hightech-Grillgeräten, bei denen man von den Naturgewalten, denen das Fleisch und die Nachbarn beim Grillen ausgesetzt sind, gar nichts mehr mitkriegt. Gott will, dass wir alttestamentarisch grillen, mit einem Haufen glühender Kohlen und apokalyptischem Rauch, von Angesicht zu Angesicht mit der Wurst. Jeden Winter wartet dein Nachbar nur darauf, dass der Schnee schmilzt und du deinen Holzkohlegrill zentral im Garten aufstellst. «Fängt jetzt das wieder an!», ruft er zu dir rüber, und du rufst: «Kommen Sie doch mit Ihrer Frau zur Grill-Premiere vorbei. Ich habe für jeden Schweinenacken ein Steak übrig.»

Du schüttest Grillkohle aus Buchenholz auf den Grill, du schwörst auf Buchenholz, es erzeugt einen schönen, dichten, weissen Rauch, vor allem, wenn man es mit Eierkartons anzündet. Letztes Jahr beim Kindergeburtstag deiner Tochter hast du zum Anzünden auch mal mit Altöl vom letzten Ölwechsel experimentiert. Aber die Kalbsbratwürste schmeckten ein wenig nach Motor und riefen bei den Kindern verschiedene Spontanerkrankungen hervor. Dein Nachbar rief natürlich sofort die Feuerwehr, die den ganzen Garten mitsamt den zehn Kindern zum Katastrophengebiet erklärte und mit Plastikbändern abspernte. Jetzt benutzt du also wieder Eierkartons von Eiern aus Bodenhaltung. Du spritzt Spiritus darüber, um Zündhölzer zu sparen. Dein Nachbar ruft: «Sie! Wir haben schon jetzt wieder Ihren Gestank in unserem Badezimmer!» Solange er dich noch siezt, ist alles im grünen Bereich. Aber du weisst: Wenn du jetzt das marinierte Schweinenacken-Steak auf den Rost legst, wird er dich zu duzen beginnen. Und genau so ist es. «Ich habe Asthma, du Arschloch!», ruft er, und du rufst: «Und ich habe einen Hungerast!» Aber natürlich grillst du nicht, weil du Hunger hast, sondern weil du dir extra ein Einfamilienhaus mit Garten gekauft hast, um endlich grillen zu können, ohne dass deine Frau mit einem Föhn den Rauch wegblasen muss. Früher, auf dem Balkon deiner Dreizimmerwohnung,

» Fortsetzung auf Seite 60

>>> Fortsetzung von Seite 59

war Grillen wahnsinnig stressig. Links von dir wohnte der weit und breit einzige Türke, der Grillen hasste. Jedes Mal, wenn er deinen Rauch roch, streckte er seinen Kopf zu dir rüber und sagte: «Willst du Krieg? Brutal Krieg?» Über dir wohnte ein Biologiestudent, der an einem Faden einen Zettel zu dir runterliess, auf dem stand: «Grillen=Benzopyrene=so schädlich wie 600 Zigaretten». Rechts von dir wohnte eine Schwangere, und wenn dein Bratwurststrauch zu ihr rüberzog, begann sie schrecklich zu husten. Um die Schwangere zu schonen, blies deine Frau den Rauch mit einem Föhn zum Türken rüber. Sie konnte ihn nämlich nicht geradeaus blasen, denn es war eine Eckwohnung, und euch gegenüber wohnte ein uralter Deutscher, dem im Krieg ein Lungenflügel entfernt worden war. Sobald er sah, dass du auf dem Balkon den Tischgrill aufstelltest, holte er sein Luftgewehr. Unter dir wohnte übrigens ein Mechatroniker, der auch jeden Samstag grillte, und zwar Schweinebauch, der richtig problematischen Rauch macht, aber da er die Autos der Nachbarn gratis reparierte, taten die Leute so, als komme sein Grillrauch von deinem Grill.

Ja, beim Grillen lernt man die Menschen kennen! Zum Beispiel deinen Nachbarn, der dich jetzt mit seinem Handy filmt. «Ich werde die Rauchmenge messen lassen!», ruft er, und deine Tochter ruft aus ihrem Zimmer: «Papa, ich kann die Hausaufgaben nicht machen, ich sehe nichts mehr!» – «Dann mach halt das Fenster zu!», ruft du, und in diesem Moment läuft ein struppiger Mann in einem Bärenfell und mit geschulterter Keule durch deinen Garten und sagt: «Ich hatte hier auch mal ein Einfamilienhaus. Aber jetzt lebe ich im Tobelbachwald und grille ganze Hirsche.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Zweieiiger Zwilling

Von Peter Rüedi

Von allen Regionen Frankreichs hat das Languedoc das beste Preis-Genuss-Verhältnis, aber nicht zuletzt deshalb nicht den besten Ruf. Was wenig kostet, ist wenig wert: Diese fixe Idee ist in die Genetik von Weinliebhabern eingeschrieben, die als Anhänger eines Luxusprodukts noch etwas mehr zu Snobismen neigen als, sagen wir: Biertrinker. Und Schweizer Weinliebhaber erst recht. Zumindest die Fraktion, die nicht zur Abteilung *Schmürzeler* gehört, neigt zum genauen Gegenteil, zu einer Art Snobismus im Quadrat. Doch lassen wir solche Erörterungen des helvetischen Nationalcharakters. Es gibt auch handfeste Gründe für das schlechte Öno-Image des Pays d'Oc. Lange war es die ideale Zone zur Herstellung von Massenweinen, industrieller Ware, die rasch den Weg von den grossen Tanks in die kleinen Gläser auf den *zincs* der Grossstadt fand, den Tresen, an denen auch Simenons Maigret zu jeder Stunde seinen Grundbedarf deckte.

Die Zeiten sind vorbei. Heute entstehen im Bogen zwischen der Rhone-Mündung und der spanischen Grenze eine ganze Menge Weine, die nichts mehr mit der alkoholischen Grund-

versorgung des Proletariats zu schaffen haben, andererseits aber noch immer günstiger sind, als ihre Qualität vermuten liesse. Eine Pionierrolle spielte in der Beziehung ein Betrieb, der sich Prieuré Saint-Jean de Bébian nennt, Wein auf einem Anwesen von 32 Hektaren in Pézenas zieht (rund zwanzig Kilometer nordöstlich von Béziers) und sich rühmen darf, eines der ältesten Güter des Languedoc zu sein.

Gegründet wurde das Kloster 1152, aber waren wir den Sprung aus dem Hochmittelalter in die Neuzeit: In den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts begründete der Önologe Alain Roux (nicht zu verwechseln mit dem Londoner Spitzenkoch gleichen Namens) die Neuanpflanzungen von Bébian, hauptsächlich mit Syrah und Grenache. 1994 übernahmen Chantal Lecouty und Jean-Claude Le Brun von der *Revue du vin de France* das Gut, seit 2004 ist die Australierin Karen Turner für den Keller verantwortlich und hat den Wein zu altem Glanz geführt. Seit 2009 gibt es auch eine Cuvée aus 50 Prozent Syrah, 40 Prozent Grenache und ein bisschen Cinsault mit Namen La Chapelle de Bébian – nicht einfach der «kleine Bruder» des traditionellen Bébian, sondern eher eine Art zweieiiger Zwilling. Der Jahrgang 2014 ein ebenso zugänglicher wie charaktervoller Wein: Pflaumen, Heidelbeeren, Kräuter. Feine Tannine, schön balanciert, schöne Fruchtsüsse. Jetzt und ein paar weitere Jahre wunderbar zu geniessen. Preislich im Normalangebot nicht weit von seinem Bruder entfernt (Fr. 19.40 bzw. 21.55), im Spezialangebot allerdings zum Preis fast eines Zweitweins. Allen, die Wein nicht für ihre Nachkommen kaufen, sehr zu empfehlen.

La Chapelle de Bébian Languedoc 2014. 13,5%. Daniel Gazzar Vins, Pully. Fr. 16.20. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Lamm in der Herrschaft

Von David Schnapp

Unter der Leitung von Iris Petermann und ihrem wichtigsten Angestellten, Stefan Jäckel, hat sich das geschichtsträchtige «Weiss Kreuz» in Malans zu einem Aus-

flugsziel für Feinschmecker entwickelt. An der «Weinstrasse» der Bündner Herrschaft mit ihren pittoresken Dörfern und Rebenfeldern ist Petermanns Restaurant zu einem Monument des guten Geschmacks herangewachsen. Laut «Gault Millau» soll es hier die grösste Magnum-Sammlung des Landes geben, die Weinkarte jedenfalls ist äusserst umfangreich.

Ich muss es bei einem Glas Champagner belassen, eine Rückfahrt nach Zürich mit sechsjährigem Beifahrer steht noch an. Aber die Fahrt nach Malans hat sich schon nach dem Amuse-Bouche-Reigen ausgezahlt: Jakobsmuschel mit einem Nussbutter Schaum, Ochsenschwanz-Essenz mit Gemüse, ein Entenleberaviolo mit Pflaume und Kartoffelpüree sorgen für einen geschmacklich starken, wenn auch nicht gerade leichten Auftakt.

Die Kombination aus Blätterteigtörtchen mit Burrata, rohem Kaisergranat, etwas Kaviar, blanchierten, abgezogenen Tomaten sowie

einer Basilikumcreme ist überraschend fein und leicht. Auch im nächsten Gang ist ein Krustentier versteckt, dieses Mal ein Carabinero, eingerollt in Seezunge und an einer Sauce auf Basis von Köpfen und Karkassen der grossen Garnele, was für einen konzentrierten jodigen Geschmack sorgt.

Den Weg auf mich genommen habe ich allerdings wegen des Lammes – mein Besuch findet während der Ostertage statt –, und Küchenchef Jäckel serviert dann traditionellerweise junges Lamm. Es gibt kurzgebratenes Kotelett und langsam geschmorter Schulter, beides zart, mit feinem Lamm- und verschiedenen Gemüsen. Kurz: eine kleine Reise oder einen Ausflug wert.

Hotel Weiss Kreuz, Dorfplatz 1, 7208 Malans. Tel. 081 735 25 00. Montags und dienstags geschlossen. 15 Punkte, 1 Stern.



Auto

Es könnte schneller gehen

Der Audi RS4 ist der Traumkombi für alle, die es eilig haben und gleichzeitig eine Familie unterbringen müssen. *Von David Schnapp*

Manche Testwagen haben eine Sonderstellung in meiner Garage. Das kann ästhetische oder leistungsbezogene Gründe haben. Beim neuen Audi RS4, der mir kürzlich zur Verfügung stand, war es ein wenig von beidem. Der schnelle Kombi war in einem wunderbaren «Sonoma-Grün» lackiert, was allein schon für eine bessere Laune sorgte. Sogar meine Frau, der Kunst sehr viel mehr bedeutet als Motoren, hatte nur lobende Worte für das edle Grün am Eiltransporter.

Schon in den 1990er Jahren fuhren sportliche Familienväter einen RS2. Den Kombi bauten Porsche und Audi damals gemeinsam; mittlerweile haben Audi und seine Hochleistungsabteilung Quattro keine Hilfe mehr aus Stuttgart nötig, in der Kategorie «Express-Kombis» ist man längst Weltspitze. Nur noch Mercedes und Cadillac mit dem CTS-V Wagon bieten hier mit, während BMW aus grundsätzlichen Überlegungen keine M-Kombis herstellt: Man ist der Meinung, die Karosserieform sei für eine sehr sportliche Gangart nicht geeignet, und überlässt diese Disziplin der Manufaktur Alpina.

Wenigstens für ein, zwei Stunden ermöglichen mir das Schicksal und die Strassenverhältnisse (in Deutschland, selbstverständlich), zu überprüfen, ob der RS4 wirklich der Traumkombi für Teilzeitraser ist. Ich hatte im Süden Deutschlands zu tun, der Weg führte über St. Gallen und St. Margrethen auf der A96 nach München und dann weiter an den bildschönen Tegernsee. Mit dem neuen RS4 gab es einen prominenten Wechsel im Motorenraum, statt des bisherigen V8-Saugers mit 4,2 Litern Hubraum gibt es nun im Zuge des allgemeinen Downsizing-Trends einen V6-Biturbo-Motor mit 2,9 Litern Hubraum, immer noch 450 PS, aber deutlich mehr Drehmoment: 600 statt 430 Newtonmeter. In der Praxis bedeuten diese Statistiken wenig, wenn man mit 130 km/h hinter einem Skoda auf der Überholspur herfährt. Sobald der Skoda aber nach rechts schwenkt und der RS4-Fahrer zwei Gänge zurückschaltet und das Gaspedal durchdrückt, wird die Statistik aufregend lebendig.

Mit einem kernigen Röhren aus der Sportauspuffanlage zieht mein grüner Kombi davon,

und weil gerade nicht viel los ist, ist auch genügend Platz für noch mehr Tempo. Bei einem solchen Auto werden ja dessen Möglichkeiten zum Charaktertest. Eigentlich könnte es immer noch etwas schneller gehen, der RS4 bringt die Kraft über seinen Allradantrieb so souverän auf den Asphalt und bleibt daselbst so stabil, dass es beinahe furchteinflößend ist. Nur das optionale «RS-Sportfahrwerk plus» mit «Dynamic Ride Control» neigt je nach Fahrbahntopografie zu leichtem Längsnicken, was wohl der Suche nach dem Kompromiss zwischen Sportlichkeit und Komfort geschuldet ist.

Athletik und Funktionalität

An meinem Tag auf der Autobahn sass ich viele Stunden allein im RS4, und gerade da ist dieser Kompromiss meistens eine gute Sache. Wenn der Verkehr dichter wird, hilft ein Abstandstempomat, zu entspannen, die bequemen, gute einstellbaren Sitze sind auch nach mehreren hundert Kilometern noch komfortabel und massieren auf Wunsch erst noch den müden Rücken. «Athletik und Funktionalität auf einer Linie», sagt man dazu bei Audi, und so sollte es eigentlich immer sein.

Audi RS4 Avant

Leistung: 450 PS/331 kW, Hubraum: 2894 ccm
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,1 Sekunden
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch 8,8/100 km (EU-Norm). Preis: Fr. 103 000.–, Testwagen: Fr. 129 867.–

Molsheim–Paris–Molsheim

Das ist die Traumreise jedes Autoliebhabers: mit dem Bugatti Chiron, dem wahrscheinlich besten Fahrzeug der Welt, in eines der besten Restaurants von Paris.
Von David Schnapp



König für einen Tag: Bugatti Chiron vor dem «Bristol» in Paris.

Um sieben Uhr morgens ist es an diesem Tag im elsässischen Molsheim kühl und bewölkt, die gutgesicherte Werksanlage von Bugatti liegt noch ruhig in der Morgendämmerung. Aber vor dem Tor einer der Hallen, in denen der Chiron gebaut wird, steht das wohl beste Auto der Welt, sein Motor grollt mit dumpfem Bass vor sich hin. Ein Mechaniker hat den Wagen bereitgestellt und gestartet – für mich!

Es ist ein seltenes Privileg, das mir hier zukommt, und ich sehe dem Abenteuer mit einer adrenalintreibenden Mischung aus Aufregung, Vorfreude und einer gewissen Demut entgegen. In der Liste der besten Tage meines Lebens bekommt dieser einen Platz irgendwo kurz nach Heirat und Geburt der Kinder. Der Plan lautet so: Andy Wallace, meine Begleitung und einer der Chiron-Testfahrer, und ich fahren gleich auf direktem Weg nach Paris. Dort ist im Drei-Sterne-Restaurant «Epicure» im famosen Hotel «Le Bristol» ein Tisch reserviert. Danach geht es zurück nach Molsheim, wo mein Traumauto für einen Tag wieder in der Bugatti-Schatzkammer verschwinden wird.

Ein Artikel über den Bugatti Chiron kommt nicht ohne ein paar Superlative aus, die meisten

sind gewissermassen alternativlos. Der Chiron ist das beste Auto der Welt, weil es kein zweites gibt, das schier unglaubliche Leistungsdaten so überzeugend mit Fertigungsqualität, Komfort und Ästhetik zu verbinden vermag. Niemand sonst baut Fahrzeuge wie die Ingenieure, Arbeiter und Testfahrer in den Bugatti-Ateliers in Molsheim – «Fabrik» wäre ein zu profaner Begriff für den weitgehend in Handarbeit hergestellten Supersportwagen.

Tausend Liter Luft

Und niemand sonst ist in der Lage, einen sogenannten Hypercar zu bauen, der in 2,4 Sekunden von null auf 100 km/h beschleunigt, der sich gleichzeitig so einfach und bequem fahren lässt wie ein VW Golf und der, drittens, praktisch wartungsfrei ist. Das jedenfalls bestätigt mir ein Schweizer Händler, der schon eine ganze Reihe Chirons verkauft hat. Seine Kunden seien hochzufrieden mit dem «dauerhaften Wertversprechen», das jeder Bugatti darstelle.

Bevor ich ans Steuer darf, gibt es eine Fahrviertelstunde mit Andy. Wie ich später erfahre, hat er verschiedene Geschwindigkeitsweltrekorde geknackt, gewann die 24 Stunden von

Le Mans in einem Jaguar und hat 70 000 Testkilometer im Chiron absolviert. Andy will zuerst die Reifen auf Temperatur bringen; bei 4 Grad Aussentemperatur dauert es, bis sie auf die optimalen 21 Grad für das Spezialgummigemisch von Michelin warmgefahren sind.

Während Andy mich auf einer nicht ganz optimalen elsässischen Landstrasse mal kurz mit den Leistungsreserven des Wagens vertraut macht, erzählt er von den vier Turboladern und den tausend Liter Luft, die bei voller Leistung in den 8 Liter grossen 16-Zylinder-Motor hineingesogen werden – pro Sekunde! Der Grund für die Grösse des Motors – ein halber Liter Hubraum pro Zylinder – sei allein, die Lebensdauer des Aggregats zu verlängern. Andere Hypercars brauchen nach 30 000 Kilometern wahrscheinlich einen neuen Motor.

Die Einführungsrunde ist beendet, Andy findet, dass ich möglichst schnell ans Steuer sollte, und die Reifen sind jetzt fast auf Temperatur. Schon das Einsteigen ist beim Chiron im Vergleich zu anderen Supersportwagen erfreulich. Der Fahrer kann dabei seine Würde behalten und muss sich nicht in den – überraschend bequemen – Leichtbausitz hineinqualen. Ich

blicke auf ein handliches, symmetrisches Lenkrad mit einem grossen Startknopf sowie einem Regler für die verschiedenen Aerodynamikprogramme: EB (automatisch), Autobahn, Handling (für die Rennstrecke) und Lift (für Hindernisse). In der Mitte des Cockpits glänzt eine schön gearbeitete Chromleiste mit vier runden Displays, auf denen entweder die Anzeigen für die Klimaanlage oder die jeweiligen Leistungsdaten eingeblendet werden. Darauf wird sich gleich mein Ehrgeiz konzentrieren.

Ich gehe es vorsichtig an: Bis zur A4 geht es zunächst übers Land und durch kleine Dörfer, dabei ist der Chiron trotz seiner in die Breite gezogenen Erscheinung so handlich und angenehm zu fahren wie ein 911er. In engen Kurven spürt man natürlich die Dimension des Autos und sein Gewicht von knapp zwei Tonnen, aber sobald der Kurvenausgang in die Gerade mündet, zaubert es einem diese Mischung aus reinsten Freude und Erstaunen ins Gesicht, wenn das Auto mit der Geschwindigkeit eines startenden Jets Fahrt aufnimmt.

Den Chiron zu beschleunigen, heisst: unbändige, aber kontrollierte Kraft mit Mühelosigkeit und Eleganz zu kombinieren. Im Vergleich zur Brutalität eines Lamborghini AventadorS verhält sich der Chiron wie ein Skalpell zur Axt. Ich biege auf die Autobahnauffahrt ein und erlaube mir einen Moment der Unvernunft, denn der Weg ist frei, die Reifen auf Temperatur. Ein beherzter Druck aufs Gaspedal – mit laserartiger Präzision zieht der Wagen davon. Die Anzeigen in der Chromleiste zeigen an, dass ich 1502 PS mobilisiert habe und der Chiron bei 6628 Umdrehungen auf 301 km/h beschleunigt hat.

Vorfahren wie ein Popstar

Damit wäre das erledigt, meine Grand Tour geht entspannt weiter. Sie dürfte ganz im Sinne von Ettore Bugatti sein. Bugatti (1881–1947) war ein Universalgenie, ein Leonardo da Vinci des

Industriezeitalters. Er baute sein erstes Motorfahrzeug – ein Dreirad – als Siebzehnjähriger. Später entwickelte er in einem Keller in Köln den Bugatti Type 13 oder im Auftrag des amerikanischen Militärs einen 16-Zylinder-Flugzeugmotor mit 400 PS. Luxusautos, Schienentriebwagen, selbst eine Pastamaschine erfand der «Lebemann und Gourmet» (Wikipedia). Und für einen Freund, der am Spital Strassburg als Chirurg arbeitete, entwickelte Bugatti ein einfaches Operationsbesteck, um die Bauchhöhle bei einem Eingriff offen zu halten. Es wird bis heute von einer Schweizer Firma produziert.

Die historische Parallele zu meiner Reise schaffte Jean Bugatti: Der Juniorchef empfing im Sommer 1928 einen Gast in Molsheim, der abends den letzten Zug von Strassburg nach Paris verpasst hatte. Weil der Mann am Tag darauf schon morgens einen wichtigen Termin wahrnehmen sollte, versprach Jean, ihn zu fahren. Vermutlich in einem Type 43 Grand Sport mit etwa 120 PS fuhren die beiden um 18.30 Uhr los und kamen um 22.30 Uhr vor dem «Maxim's» an. Das ergibt 125 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit für die rund 500 Kilometer. Damals gab es allerdings keine Autobahn, Jean Bugatti nahm die unbefestigte Nationalstrasse 4. Gemäss Google Maps brauchte man für die Strecke heute rund sieben Stunden.

Bugattis Zeit bleibt bei den heutigen Verkehrs- und Kontrollverhältnissen unerreichbar, aber nach fünf Stunden, Tankstopp inklusive, fahren wir wie Popstars vor dem «Le Bristol» an der 112 rue du Faubourg Saint-Honoré vor. Der Elysée-Palast ist nur ein paar Schritte entfernt, und um das weiss-dunkelblaue Auto bildet sich sofort eine fotografierende Menschentraube. Ein Chiron in der Stadt ist wie ein spektakuläres Naturereignis.

An diesem Tag der perfekten Kontraste sitze ich nur ein paar Schritte durch die barocke Eingangshalle später an einem Tisch mit Garten-

sicht im «Epicure» und bestelle zum Hauptgang das Poulet aus der Bresse, gegart «en vessie» in einer Schweinsblase (290 Euro). Küchenchef Eric Fréchon hat dieses Rezept nach dem Jahrhundertkoch Paul Bocuse zu einem seiner *signature dishes* gemacht.

Blue-Mountain-Kaffee zum Dessert

Eine Stunde später wird das Geflügel präsentiert, am Tisch tranchiert und mit einer Mischung aus Flusskrebbsen, grünem Spargel und mit Morchelfarce gefüllten Morcheln sowie einer weltmeisterlichen Sauce aus Geflügelfond, Foie gras und Vin jaune serviert. Mit nur ein wenig Pathos kann ich behaupten: Allein diese Sauce lohnt die Fahrt nach Paris.

Nachdem wir in einem zweiten Gang die Pouletschenkel in einer leicht fettigen, aromatischen Brühe mit Périgord-Trüffeln gegessen haben, gibt es die «Citron de Menton» und einen Blue-Mountain-Kaffee zum Dessert. Zur Freude der Menschenmenge steigen wir um 15.15 Uhr wieder in den Chiron. Eine Stunde Pariser Feierabendverkehr sowie ein paar hundert angenehme Gran-Turismo-Autobahnkilometer später steht *das* Auto kurz nach zwanzig Uhr wieder vor den Werktoeren in Molsheim. Ich steige aus, der Motor wummert immer noch vor sich hin, und Andy Wallace übernimmt den Wagen wieder. Immerhin war ich König für einen Tag.

Bugatti Chiron

Hubraum: 7993 ccm, Leistung: 1500 PS/1103 kW, max. Drehmoment: 1600 Nm, Beschleunigung 0–100 km/h: 2,4 sec, 0–300 km/h: 13,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 420 km/h (abgeregelt) im Top-Speed-Modus, Verbrauch: 22,5 l/100 km (EU-Norm), Preis: 2 500 000.– (plus MwSt.)

Restaurant Epicure,

Hotel Le Bristol, 112, rue du Faubourg Saint-Honoré, Paris, Tel. +33 1 53 43 43 40. www.oetkercollection.com

Immobilien: Mieten oder doch kaufen?

Diese Woche:
Der grosse Vergleich



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Die unmöglichste Frau des 20. Jahrhunderts

Als einzige Künstlerin von Weltruf hat sie im Nationalsozialismus Karriere gemacht. Für ihre Inszenierungen von Hitlers Reich wurde Leni Riefenstahl bis zu ihrem Tod verfeimt, aber auch bewundert – und oft kopiert. *Von Dagmar Just*

In den ersten vierzig Jahren ihres langen Lebens muss Leni Riefenstahl sich wie ein Götterliebhaber gefühlt haben. Eine Märchenprinzessin, der alles glückt, was sie anfässt, und zu Gold wird, wie dem sagenhaften König Midas. Geboren am 22. August 1902, gehört die Tochter eines Spenglereibesitzers zur Generation der Filmdiven Marlene Dietrich und Greta Garbo. Behütet und geliebt wächst sie im kaiserlichen Berlin auf und fängt schon mit vier Jahren an zu dichten und zu malen, so steht es in ihren Memoiren. Als Teenager begeistert sie sich dann aber eher für Sport als für Bücher und Bilder. Sie schwimmt, turnt, läuft Schlittschuh, spielt Tennis. Auch an einem Schönheitswettbewerb nimmt sie teil und wird Zweite.

Danach hätte sie ihr Glück auf dem Heiratsmarkt versuchen können. Stattdessen steuert sie, nach einem kurzen Intermezzo als Sekretärin in der Firma ihres Vaters, zielstrebig die erste ihrer fünf Karrieren: Ausdruckstänzerin. Zwei Jahre studiert sie, und im gleichen Herbst 1923, in dem Hitler seinen Marsch auf die Münchner Feldherrnhalle organisiert, choreografiert sie sich ihre mit Musik von Schubert und Beethoven unterlegte missglückte Liebesgeschichte mit einem Tennisstar als Soloabend auf den Leib. Die Kritik reagiert gespalten, Theater-Zampano Max Reinhardt engagiert sie. Sieben Soloabende auf der Bühne des Deutschen Theaters – danach ist auch sie ein Star.

«Welch grandiose Natur»

Sie geht auf Tournee, verdient gut, wird von fünf prominenten Malern porträtiert und hat ihren ersten Filmdreh: ein paar Minuten in Wilhelm Pragers «Wege zu Kraft und Schönheit». Im Juni 1924 zwingt eine Verletzung sie, zu pausieren. Aber schon im nächsten Januar steht sie als Heldin in «Der heilige Berg» vor der Kamera – dem neuen Film des damals ungemäin populären Bergfilmregisseurs Arnold Fanck. Sie ist es, die ihn wählt, nicht er sie. Acht Monate braucht sie, um ihn zu treffen, auf sich einzuschwören, seine bankrotte Produktionsfirma mit Hilfe ihres Verehrers und Sponsors zu

sanieren, Skifahren zu lernen, sich erst mit dem einen der zwei Helden, Luis Trenker, und dann mit einem der Kameramänner zu liieren und, last, but not least, einen Kassenerfolg einzuspielen. «Der heilige Berg», ein Film so recht nach unserem Sinn. Welch grandiose Natur, und wie sind diese grandiosen Menschen in die Natur hinein komponiert. Ich war selig. Eine Frau, nein, ein Engel, Leni Riefenstahl, sie tanzte vor der Vorführung in natura. Ein entzückender Hauch Mensch», notiert Joseph Goebbels am 13. Januar 1927 in sein Tagebuch.

In den nächsten fünf Jahren dreht Riefenstahl fünf Filme, darunter G.W. Pabsts Klassiker «Die weiße Hölle vom Piz Palü». Auf Dauer sind ihr die Meriten als beste Sportschauspielerin, Filmalpinistin und Skiakrobatin zu fad. Also gründet sie 1931 ihre eigene Produktionsfirma. Ziel ist «Das blaue Licht»: Idee, Drehbuch, Hauptrolle, Regie, Schnitt und Produktion von und mit Leni Riefenstahl. Wieder gelingt es ihr, brillante Köpfe für ihr Projekt zu rekrutieren, und als der Film im März 1932 in die Kinos kommt, ist ihre dritte Karriere perfekt: ihr Durchbruch als Regisseurin. Silbermedaille der Biennale von Venedig, Ritter Schlag durch Charlie Chaplin, der das Outfit ihrer Heldin eins zu eins in «Modern Times» zitiert. Und ein begeistertest Publikum. Inklusiv: Adolf Hitler.

Auch hier kontaktiert sie zuerst ihn. «Sehr geehrter Herr Hitler, [...] Sie hielten eine Rede im Sportpalast. Ich muss gestehen, dass Sie und der Enthusiasmus der Zuhörer mich beeindruckt haben. Mein Wunsch wäre, Sie persönlich kennenzulernen», schreibt sie am 18. Mai 1932. Postwendend bittet der Adressat, der in Begleitung seines Stimm- und Schauspielers Paul Devrient auf Wahlkampftour ist, die 30-Jährige zu sich. Ein knappes Jahr später – Hitler ist inzwischen Reichskanzler – hat sie den Auftrag für die offizielle Dokumentation des Nürnberger Reichsparteitags in der Tasche.

Am Ende wird eine Trilogie daraus, mit der sie aus dem Stand zwei Kunststücke auf einmal hinlegt: nicht nur, dass sie «als einzige Frau mit offizieller Eigenschaft im Parteitagsgetriebe

[...] die Männer ungeniert für ihre Zwecke dirigiert» und sich dabei auch «gegen die Parteiorganisation» stellt, die deshalb «nahe daran war, eine Revolte gegen sie zu entfesseln» (Albert Speer). Zusammen mit den «genial montierten» Filmen (Volker Schlöndorff) über die Olympischen Spiele 1936 in «Fest der Völker und «Fest der Schönheit» begründet sie damit ihren Weltruf als innovativste Regisseurin aller Zeiten – ihre Unsterblichkeit.

Aber mit dem Kriegsende fällt ihr alles auf die Füße: dass sie eine Frau ist, dass sie erfolgreich in eine Männerdomäne eingebrochen ist, dass sie keine Lobby hat, dass sie darauf beharrt, ihre Filme seien Kunst und keine Propaganda, und dass sie, statt wie Millionen Deutsche einen Kotau zu machen, freimütig bekennt, dass sie Hitler verehrt und bewundert hat. Das trägt ihr in den nächsten sechzig Jahren eine solche Flut von Prozessen, Hass und Verleumdung ein wie der gesamten männlichen Künstlerprominenz der NS-Zeit zusammen. Die Folge: Zehn Jahre lang sucht sie europaweit Produzenten für mindestens dreizehn verschiedene Spiel- und Dokumentarfilmprojekte. Vergeblich.

Kunst ohne Moral

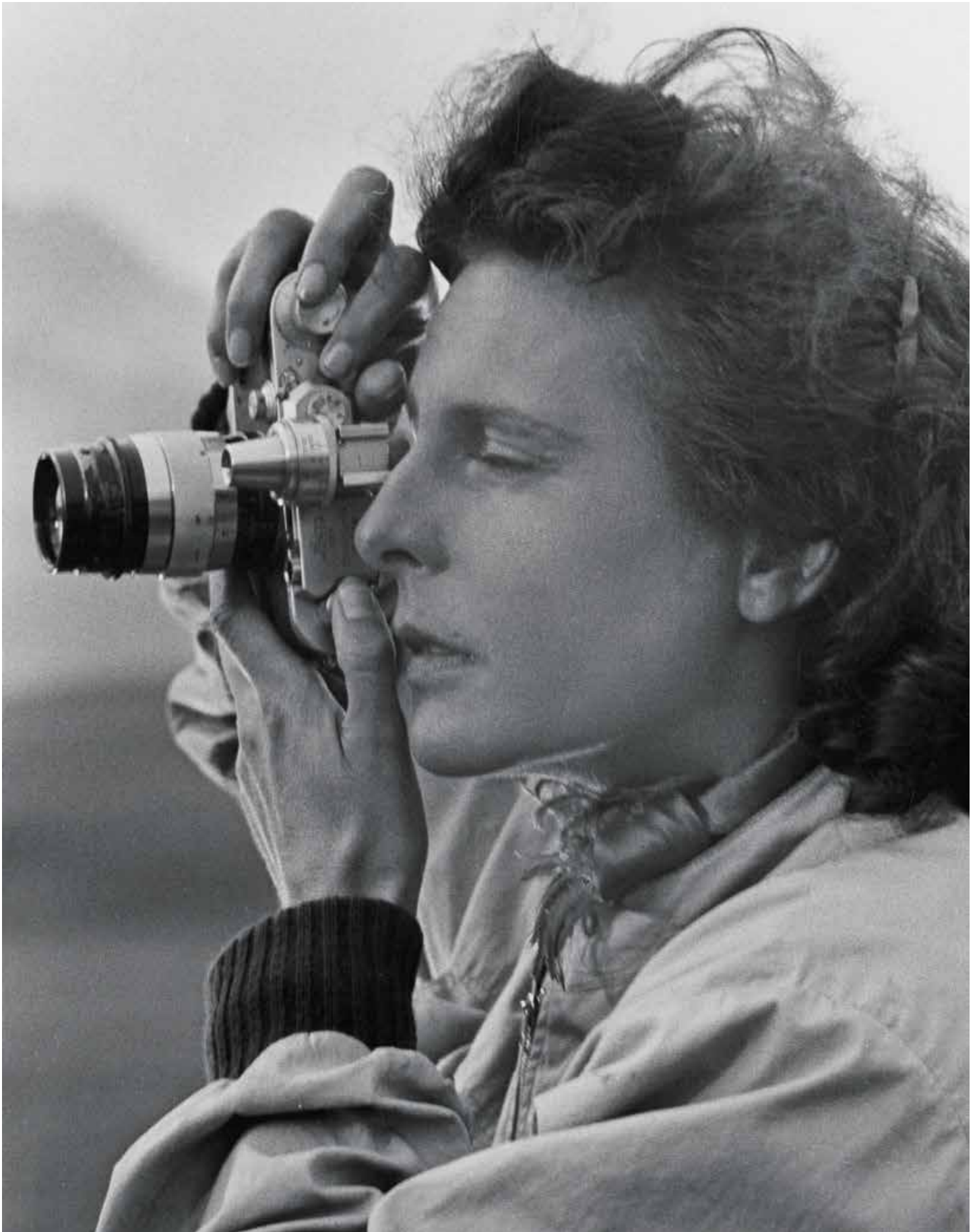
Weil «alles zusammenbricht, nur Leni Riefenstahl nicht», akzeptiert sie die Lage und nimmt mit 61 und 72 ihre letzten zwei Karrieren in Angriff. Die Fotografin bringt nach mehreren Afrikatouren einen spektakulären Bildband über das Volk der Nuba im Südsudan heraus. Zu ihrem 100. Geburtstag beschert sich die älteste Tiefseetaucherin der Welt ihren letzten Film: «Impressionen unter Wasser». Während sie den Korallenfischen zusieht, weiss sie, dass sie alles überstanden hat: sämtliche Rankings und Rankünen, juristische Schau- und Grabenkämpfe, die Debatten um die faschistische Ästhetik ihrer Filme und die roten Teppiche, die ihr ab den 70er Jahren von Tokio bis Colorado, Prag und Paris ausgerollt werden, die Hasstiraden und Lobeshymnen von Quentin Tarantino und George Lucas bis Mick Jagger, David Bowie, Andy Warhol, Alice Schwarzer. «Angst? Kenne ich nicht. Das liegt nicht in meinen Genen.»

Sie stirbt am 8. September 2003 und hinterlässt ein riesiges Archiv. Und das beunruhigende Gefühl, dass es Kunst ohne Moral und Ruhm, ohne Menschenfreundlichkeit und Verantwortung aller Hoffnung und berechtigten deutschen Staatsräson zum Trotz doch gibt.

Lesen Sie nächste Woche: Susan Sontag



Filmplakat von «Das blaue Licht».



«Angst? Kenne ich nicht»: Nazi-Ikone Leni Riefenstahl.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man bei einer Einladung zum Abendessen den Gastgeber auffordern, den Wein zu entkorken, den man selbst als Gastgeschenk mitgebracht hat?

Marianne Schläfli, Worblaufen

Das hängt ganz davon ab, wie gut man den Gastgeber kennt und ob das vorher eventuell vereinbart worden ist. Aber auffordern würde ich an einer Einladung eigentlich zu gar nichts. Persönlich offeriere ich je nach Einladung gerne, dass ich ein paar Weine zum Essen mitbringe. Natürlich immer ein paar mehr, damit auch etwas für den Gastgeber übrigbleibt.

Chandra Kurt, Weinpublizistin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Beeindruckend, wie der Artikel die Polit-Mechanik vor den Bündner Regierungswahlen analysiert.» *Roger E. Schärer*

Korrektiv im Alpen-Krimi

Nr. 20 – «Dichtung und Wahrheit in der Bauaffäre»; Philipp Gut über den Bündner Kartell-Fall

Die Boulevardmedien von Ringier haben eine wahrnehmungsstarke Tränengeschichte aufgebaut, um auf Auflagenerhalt zu machen. Dabei geht anständiger, professioneller Recherchejournalismus verloren. Was zählt, sind Emotionen, das Einbinden der Leserschaft in gesteuerte Wahrnehmungen mit allen Verzerrungen von Fakten. Wenn man daraus noch eine Gutmenschenaktion machen kann, werden Fakten verdreht und vorenthalten.

Hervorragend, wie die *Weltwoche* mit professionellem Recherchejournalismus ein Korrektiv zum Bündner Ringier-Alpen-Krimi schafft. Der grösste Bauskandal der Schweiz? Was im Bündnerland vor sich ging, ist nicht der grösste Preisabsprachefall. In allen Tourismusregionen wie Wallis, Waadt, Berner Oberland, Tessin wurden die Preisabsprachen nicht im Konferenzzimmer der kantonalen Baumeisterverbände getätigt, sondern am Tisch von Nobelbeizen und Fünf-Sterne-Hotels oder auch in Jagdhütten. Das ist insbesondere im Tiefbau der Fall. Beeindruckend auch, wie der Artikel die Polit-Mechanik vor den Bündner Regierungswahlen analysiert.

Roger E. Schärer, Felmeilen/Trin-Mulin

Transferleistungen werden nötig

Nr. 19 – «Karl Marx, eine Warnung»; Václav Klaus über den Kommunismus

Der Kommunismus beruht auf einem Konzept, das, von Theoretikern ersonnen und mit Zwang eingeführt, in der Praxis nicht funktionierte, was – ungewollte Nebenwirkung – zu Millionen Toten führte. Andererseits hat die Menschheit heute ein dramatisches Problem, das möglicherweise nur mit mildem Zwang lösbar ist (Hinweis auf Eigenverantwortung und Verursacherprinzip). Es ist durch folgende Fakten charakterisiert: Facebook kauft Firma (Whatsapp) mit fünfzig Angestellten für 20 Milliarden Franken, Nestlé kauft Firmenteil (Starbucks) mit 200 Angestellten für 7,5 Milliarden Franken (somit 400 bzw. 37,5 Millionen Franken pro Arbeitsplatz). Fazit: Mangel an Arbeitsplätzen macht Transferleistungen nötig, damit die wachsende Zahl an Menschen überleben kann.

Einen möglichen Lösungshinweis bietet der Vergleich der Entwicklung in China mit derjenigen im arabischen Raum (auch Öleinnahmen wirken wie Transferleistungen).

Gernot Gwehenberger, Dornach

Gefühl und Leidenschaft

Nr. 19 – «Was die Schweiz mir wert ist»; Essay von Tito Tettamanti

Tito Tettamanti, Financier, hat mit einem eindrücklichen Essay auf das *Sonntagszeitungs*-Interview mit Christoph Franz, Verwaltungsratspräsident von Roche, geantwortet. Vorzüglich, wie es Tettamanti versteht, nebst der wirtschaftlichen Betrachtung auch Werte zu erwähnen, die sich nicht in Franken ausdrücken lassen, die aber die Schweiz ausmachen. Das hat mehr mit Gefühl und Leidenschaft der Bürger als mit einem allfälligen Minderertrag wegen eines fehlenden Rahmenabkommens zu tun. Ganz anders der Deutsche Christoph Franz. Er betreibt geradezu eine Angstkampagne und droht mit Wegzug, wenn das EU-Rahmenabkommen nicht zustande kommt. Leider ist bei Franz bezüglich Gespür für die Schweiz nichts festzustellen. Dies ist umso unverständlicher, als seine Familie nicht in Deutschland, sondern in der Schweiz wohnt und so vom hohen Lohn, von den tiefen Steuern, der besseren Schulbildung für die Kinder und der hohen Lebensqualität profitiert. *Johanna Meier-Zoller, Effretikon*

Richtigstellung: Greiner – kein «Kronzeuge»

Im Artikel «Hitlers Tagebuchführer» von Hanspeter Born (*Weltwoche* Nr. 18/18) wird Helmuth Greiner als jener Zeuge präsentiert, der am besten Klarheit über Hitlers Absichten zur Schweiz schaffen kann: «Wenn einer wissen konnte, was und wie Hitler dachte, war es Greiner, der die Äusserungen des Führers protokollieren musste.» Diese Qualifikation erweckt den falschen Eindruck einer besonderen Nähe Greiners zu Hitler. Faktum ist jedoch, dass Greiner, da zu subaltern, von den Lagebesprechungen bei Hitler ausgeschlossen war. Zu seinem grössten Bedauern musste er jeweils aus zweiter und dritter Hand in Erfahrung bringen, was bei Hitler besprochen worden war. Sein wichtigster Informant war General Warlimont, der es offensichtlich nicht für notwendig hielt, den ihm untergebenen Tagebuchbearbeiter über die abfälligen Äusserungen Hitlers zur Besetzung der Schweiz zu orientieren. (Helmuth Greiner: «Die oberste Wehrmachtführung 1939–1943.» Wiesbaden 1951. S. 15, 18, 21) *Klaus Urner*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20				21		22		
			23		24					25	26			
27		28					29			30			31	32
33					34	35		36					37	38
				39							40	41		
42	43		44		45					46		47		
48				49					50					
51												52		
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — So eine Art intellektuelle Tiere
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Ehemaliger Schah des Iran: Name seiner Frau. 7 Solche Träger verhindern, dass sie nach unten rutschen. 12 Manche lachen wie einer, andere benehmen sich so. 15 Da herrschte bei Bahr und Krenz Übereinstimmung. 16 Verwischte himmlische Farbe. 17 Zwischen Tür und Angel steht hier nichts. 18 Jener Pasternak mit Doktor Schiwago. 19 Was von ihr kommt gackert. 20 Ehelicher Sohn der Hera und des Zeus. 22 Kleiner Binnenstaat in Südostasien. 23 Kräftig, manchmal bockig und zum Glück ohne Hörner. 25 Wasser, vielleicht ist es aus Toulouse. 27 Bundesrat, nur: welcher? 30 Bayerische Staatsministerin für Freunde. 33 Von dort – indirekt – zum Indischen Ozean. 34 Tierische Wecker für Frühaufsteher. 37 Die SRG SSR im Ticino. 39 Spricht man vom Monat Mai, ist sie oft auch dabei. 40 Schiffstyp, der Marine bekannt. 42 25 waagrecht weiter westlich. 45 Sitzstreik wie in den 60er-Jahren in Mode. 47 Mit K wird es zu Kohlart. 48 Maschine, mit der man verformt oder zerstört. 50 Ohne es bekommst du den Kern nicht, so das Zitat. 51 Schlicht ein Seeräuber. 52 Endprodukt des Stoffwechsels. 53 Im Leben ist es nicht eben beliebt. 54 Jener Jules und seine fantastischen Geschichten.
 © Fritz Müller - Rätselactory

Senkrecht — 1 Ium macht es zum weichen Alkalimetall. 2 Bei richtiger Mischung ist es rein. 3 Mit ihr Werkstücke spanend formen. 4 Je nach Perspektive dient es als Warenraum. 5 Die Rettung kommt bei uns von oben. 6 Die norwegische Kommune ist ein britisches Drecknest. 8 Von Spende bis Bestechungsgeld. 9 Erzengel Raphael bahnte ihre Hochzeit mit Tobias an. 10 Amerikaner, Nobelpreisträger (1948). 11 Da staunt der Laie: Die Edelkastanie ist eine. 13 Kein Kunstwerk, dieser Klotz in menschlicher Gestalt. 14 Ein Vorname, der Kosenamen ist Ernie. 21 Das Existieren hat damit zu tun. 24 Nennen wir es Gesinnung. 26 Ausverkauf, englisch und verwirrend. 27 Manchmal gebraucht, dann wieder ist es die Nachfrage nach etwas. 28 In denen der Wohnung stehen Möbel und viel mehr. 29 Weit herum bekannte Münze. 31 Typische Tätigkeit der Feldherren. 32 Gleich mehrfach: von Hand gemacht, mit der Hand getunkt. 35 Archetyp, zumindest bei C. G. Jung. 36 Sie braucht es oft zur Pflege. 38 Abendempfang, Exklusivität inbegriffen. 41 Sie lässt das unter ihr Liegende durchscheinen. 43 Montparnasse ist einer der sechs grossen von Paris. 44 Für den Chemiker eine Verbindung des Ammoniaks. 46 Der Haushalt ist der des Staates (Richelieu). 49 Von der Flut zur Ebbe, aber eben nur fast.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 568

F	A	H	R	G	A	S	T	P	F	E	I	L	
R	E	F	T	R	I	P	O	L	I	I			
A	V	I	S	I	E	R	E	N	I	O	E	W	E
M	A	N	I	E	A	U	F	H	O	E	R	E	N
N	D	T	R	I	F	O			T				
D	I			B	E	R	G	K	E	T	T	E	
J	A	M	A	I	K	A	M	E	R			R	
E	I	A	B		R	F	A	G	I	F	R	E	N
D	E	N	K	E	N		T	R	E	T	E	N	
O	T	O	R	E	L	L	I	G	U	E	N	E	
C	H	E	M	I	S	E	O	F	E	I	D	E	
H	L	A	S	S	O	N	O	N	S	E	N	S	

Waagrecht — 1 FAHRGAST 6 PFEIL 10 TRIPOLI 12 AVISIEREN 15 LOEWE 17 MANIE 18 AUFHOEREN 19 NOTRUF 20 BERGKETTE 23 JAMAICA 26 MER (mère franz. f. Mutter, mer ist das Meer) 27 ELA (Ale) 28 REAGIEREN 31 DENKEN 34 TRETEN 35 TORELLI 37 GUE-NE (Guène, franz. Autorin, Paradiesische... = Buchtitel) 38 CHEMISE 39 EIDE 40 LASSO 41 NONSENS

Senkrecht — 1 FRAM 2 HEINO 3 GEIER 4 STRAFBAR 5 TREU 6 POLO 7 FLOETE 8 EIER 9 LIEN (-ne) 11 INFORMATION 13 VANDALE 14 SITTIA 16 WETTRENNEN 21 GEGR 22 KRIEGEN 23 JEDOCH 24 MANTEL 25 IBERIS 29 ETUIS 30 REEDE 32 KOMA 33 NESS 36 LEO

Lösungswort — SEITENLINIE



EMS
 WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien



WENN DU DICH INS UNBEKANNTE WAGST:

COUNT ON ME



130TH
ANNIVERSARY

CERTINA MIT DEM DOUBLE SECURITY CONCEPT
LÄSST DICH NICHT IM STICH. [CERTINA.COM](https://www.certina.com)

DS ACTION DIVER · AUTOMATIKWERK ·
TAUCHERUHR 300 M · ISO 6425 · SWISS MADE

CERTINA
SWISS WATCHES SINCE 1888

